

# Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

# forum



# INHALT

Gerhard Nitschke <b>Zukunft Europa</b>	Seite 2
Gerhard Nitschke <b>Deutsche und Polen – Hypotheken der Vergangenheit – Chancen für die Zukunft</b> <i>2. Deutsch-Polnische Studententagung in Danzig/Gdansk vom 30. 9. bis 7. 10. 1995</i>	Seite 3
<b>Danzig und der Deutsche Orden</b> <i>Vortrag von Prof. Dr. Andrzej Januszajtis</i>	Seite 5
Gregor Müller <b>Begegnung mit Vertretern der jüdischen Gemeinde in Danzig</b>	Seite 7
Msgr. Johannes Goedeke <b>Reflexionen über einen Besuch in der St.-Johannis-Kirche und im Haus der Kaschubisch-pommerschen Vereinigung</b>	Seite 7
Archimandrit Irenäus Totzke <b>Dr. Carl Maria Splett – Danziger Bischof und Sonderkriegsgefangener der Kommunisten</b> <i>Vortrag von Probst Stanislaw Bogdanowicz</i>	Seite 9
<b>Die Lage der katholischen Kirche in Polen und die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen</b> <i>Frühjahrstagung des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend im Kardinal-Hengsbach-Haus in Essen-Werden am 2. und 3. März 1996</i>	Seite 11
Viola Nitschke <b>Die Lage der katholischen Kirche in Polen</b>	Seite 12
Gerhard Nitschke / Adalbert Ordowski <b>Die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen nach 1945 und die Bischofsbriefe von 1965 und 1995</b>	Seite 14
<b>Presseerklärung</b>	Seite 15
<b>Personen – Bücher – Veranstaltungen</b>	Seite 16

## ZUM TITELBILD

„Die Architektur Danzigs als Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ war eines der Tagesthemen der 2. Deutsch-polnischen Studententagung in Danzig. Schönstes Beispiel dafür ist die wiedererstandene **Fraueingasse**, eine Glanzleistung europäischer Denkmalpflege.

## NÄCHSTE AUSGABE

Die nächste Ausgabe des *adalbertusforums* erscheint zum 50. Gementreffen als 40seitige **Festschrift** (Doppelheft). 1996 gibt es dann im Herbst nur noch eine weitere Ausgabe.

## IMPRESSUM

### Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend, Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

**Redaktion:** Gerhard Nitschke, Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf, Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

### Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService, An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf, Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr. Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten. Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43) Konto-Nr. 1519 66-435

**W**er 1947 beim ersten Gementreffen dabei war, hätte es sicher als völlig irreal angesehen, von einem künftigen 50. Gementreffen zu sprechen. Eben dieses steht jedoch nun vor uns. 49mal haben bisher Danziger Katholiken und ihre Familien – gemeinsam auch mit „Sympathisanten“ aus der neuen Heimat – seit 1947 in jedem Sommer 5 Tage auf dieser Burg im Münsterland zugebracht, um sowohl einerseits das kirchliche und kulturelle Erbe ihrer alten Heimat zu pflegen und zu überdenken, als sich auch andererseits in sich steigern dem Maße darum zu bemühen, Brücken nach Ostmitteleuropa zu schlagen, Verständigung besonders mit Polen zu fördern und wirkliche Versöhnung zu erbeten.

Die Burg Gemen ist für viele vertriebene Danziger Katholiken ein Stück Heimat geworden, hier wurde die Erinnerung an die alte Heimat in vielfältiger Weise wach gehalten – aber auch in der Gemeinschaft Gleichgesinnter Kraft gefunden für den Dienst an Verständigung und Versöhnung. Mehr als 40 Jahre war der Versuch des Brückenschlags im Wesentlichen ein einseitiger, war die Vorbereitung auf den „Tag X“ Impuls und Inhalt der Gementreffen, oft im Zwiespalt, ob je ein wirklicher Dialog zwischen Ost und West möglich werde.

Unsere Hoffnung – wenn auch lange auf die Probe gestellt – wurde nicht enttäuscht: seit 1990 kommen von Jahr zu Jahr mehr Gäste aus Polen – besonders aus Danzig – zum Gementreffen, die Burg ist nun tatsächlich ein Ort intensiven Gesprächs über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zwischen Polen und Deutschen, zwischen „alten“ und „neuen“ Danzigern geworden. Und wenn Prof. Januszajtis beim Abschied im vorigen Jahr davon sprach, daß auch die polnischen Danziger in Gemen „ein Stück dieser Heimat“ finden, dann ist das eine außerordentliche Bestätigung, seit 1947 auf dem richtigen Wege gewesen zu sein, aber auch eine außerordentliche Ermutigung, diesen Weg weiterzugehen!

Aufarbeitung der Geschichte, Information über historische und aktuelle Fakten, Bemühen um Kenntnisse über das Nachbarland Polen – aber auch über den gesamten ostmitteleuropäischen Raum – war stets eines der Hauptanliegen der Gementreffen, aber auch der anderen Veranstaltungen unserer Gemeinschaften. Dieses Heft des *adalbertusforums* gibt in seinen Artikeln erneut davon Zeugnis: es bringt Beiträge über zwei Tagungen in den letzten Monaten, die diesem Anliegen dienen.

Die 2. *Deutsch-polnische Studententagung in Danzig* im Oktober 1995, über die zunächst berichtet wird, führte dort erneut „alte“ und „neue“ Bewohner der Stadt zu fruchtbarem – wenn auch manchmal kontroverserem –

Dialog zusammen, schenkte den Teilnehmern zugleich Stunden des gemeinsamen musischen und religiösen Erlebens, das miteinander verbindet und Kräfte frei macht für künftige gemeinsame Aufgaben.

Die zweite Tagung würdigte ein Jubiläum, dessen Anlaß 30 Jahre zurückliegt, jedoch in seinen Folgen und Auswirkungen auch heute für die Zukunft von Deutschen und Polen von bleibender Aktualität ist: der Austausch der Bischofsbriefe von 1965, die Initialzündung für eine weitreichende Veränderung der Geisteslage zwischen Deutschen und Polen in den vergangenen drei Jahrzehnten. Gemeinsam mit den Polen rüsten sich seit der unerwarteten „Wende“ eine ganze Reihe von ostmitteleuropäischen Staaten, einen Teil ihrer nationalen – unter der kommunistischen Herrschaft noch verstärkten – Beengtheiten aufzugeben und sich mit ihren Eigenheiten, Qualitäten und auch Mängeln in das zusammenwachsende Europa einzubringen.

Dazu bedarf es eines intensiven Dialogs aller miteinander, eines langsamen und offenen **dialogischen Prozesses**, der erst eine tatsächliche **ZUKUNFT EUROPA** ermöglicht.

Das Jubiläums-Gementreffen thematisiert diese Problematik in vielfältiger Weise. Gemeinsam mit Gästen aus acht verschiedenen Völkern und Ländern soll versucht werden, sieben Jahre nach der Wende im Positiven und Negativen eine erste Bilanz zu ziehen und Perspektiven für die

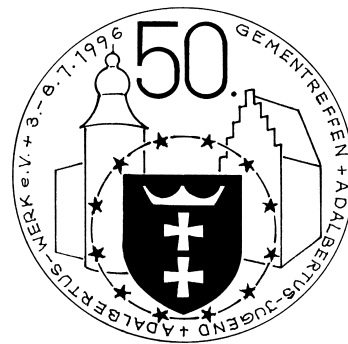
gemeinsame europäische Zukunft zu gewinnen: im politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, kirchlichen Bereich.

Das 50. Gementreffen soll jedoch auch Gelegenheit geben, ausgiebig zu feiern. 1947 hat niemand daran denken können, daß es 1996 noch ein Gementreffen geben wird. 1996 dürfen wir mit Dankbarkeit – und auch mit Genugtuung – auf 50 Treffen und zugleich auf 49 Jahre Arbeit zurückblicken, in denen wir stets der geistigen Grundhaltung jener Botschaft an die Jugend Polens treu geblieben sind, in der schon beim ersten Gementreffen der **Hoffnung auf Frieden und Freundschaft zwischen Polen und Deutschen** Ausdruck gegeben worden war.

So sei nochmals sehr herzlich zur Teilnahme am Jubiläumstreffen eingeladen, das – wie sicher kein bisheriges – Teilnehmer aller Gementreffen, aber auch ehemalige und heutige Bewohner Danzigs, auf der Burg zusammenführen wird, zu Vorträgen und Diskussionen, zum Auffrischen von Erinnerungen an Danzig und an 49 Treffen, zu musischem Erleben, vor allem aber auch zur geschwisterlichen Begegnung und zum gemeinsamen Gebet für die weitere Aussöhnung der Völker und die Befriedung der Welt.

### Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.



## ZUKUNFT EUROPA

# Deutsche und Polen – Hypothesen der Vergangenheit – Chancen für die Zukunft

2. Deutsch-Polnische Studientagung in Danzig/Gdansk  
vom 30. September bis 7. Oktober 1995

Im Oktober 1994 waren wir noch mit etwas bangem Herzen nach Danzig zur ersten „Deutsch-Polnischen Studientagung“ aufgebrochen, nicht ahnend, wie der Versuch gelingen würde, den seit der „Wende“ bei unseren Gementreffen immer reger gewordenen Dialog zwischen Polen und Deutschen – zwischen „neuen“ und „alten“ Danzigern – nun auch in Danzig selbst fortzusetzen. Schließlich war es – obwohl wir in unsere Heimat führen – im gewissen Sinne „Neuland“, in das wir vorstießen, in dem wir etwas vom Geist und Stil der Gementreffen nach Danzig übertragen wollten, ohne daß wir den Teilnehmerkreis dort genau kannten und abschätzen konnten, wie man uns und unsere Formen des Vortrags, des Gesprächs und der Begegnung dort aufnehmen würde. Der außerordentliche Erfolg der ersten Tagung und der am Ende von allen Teilnehmern – insbesondere auch von den heutigen Danzigern – zum Ausdruck gebrachte Wunsch nach einer Fortsetzung solcher Treffen auch in Danzig – wozu uns auch der Stadtpräsident Posadzki ausdrücklich ermunterte – gab uns den Mut, schon für 1995 eine zweite Studientagung zu planen und mit den bei der ersten gewonnenen Erfahrungen vorzubereiten.

Diesmal nun wußten wir, was uns erwartete: annähernd 40 Anmeldungen von Interessierten aus Danzig lagen vor, als wir uns mit 20 Teilnehmern aus Deutschland am 30. September zur „2. Deutsch-Polnischen Studientagung“ in Danzig auf den Weg machten. Überwiegend war es von unserer Seite der gleiche Kreis wie im vorigen Jahr, darunter wieder fast der gesamte Vorstand des Adalbertus-Werkes; jedoch waren diesmal zwei Priester mitgefahren: Prälat Johannes Godeke und Archimandrit Irenäus Totzke, beide zugleich auch als Referenten während der Tagung. Auch unter den „einheimischen“ Teilnehmern – zumeist Mitglieder im „Bund der deutschen Minderheit“ und der „Gesellschaft Polen-Deutschland“ – waren viele zum zweiten Mal dabei oder schon als Gäste in Gemen gewesen, so daß sich die meisten Tagungsteilnehmer bereits kannten.

Daraus ergab sich schon bei der Begrüßung am Samstagabend im Maximilian-Kolbe-Haus neben der St. Trinitatiskirche – das wieder unsere Tagungsstätte war – eine freudige, fast vertraute, Atmosphäre, voller Erwartung auf eine gemeinsame Woche mit vielen Gelegenheiten zu Begegnungen und Gesprächen. Die „Mannschaft“ des Maximilian-Kolbe-Hauses unter Leitung von Pa-

ter Roman Dejna OFM tat das ihre dazu, war doch das Haus bei über 60 Tagungsteilnehmern sowohl von der Kapazität der Küche als auch der Größe der Aula bis an seine Grenzen gefordert. Die Liebenswürdigkeit der Betreuung und auch das durch häufige Präsenz bei den Vorträgen zum Ausdruck gebrachte Interesse an unserer Arbeit sei ausdrücklich gewürdigt. Es scheint, daß wir im Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig in der alten Heimat – wie in der Burg Gemen in der neuen – eine gute Heimstadt für unsere Anliegen gefunden haben.

Erneut war auch das Programm der Tagung sehr anspruchsvoll in der Vielfalt der angesprochenen Themen, unter denen sich auch einige „heiße Eisen“ befanden, deren Behandlung zu kontroversen Diskussionen führte. Doch hatte uns ja schon die Tagung von 1994 gelehrt, daß es gerade auch des kontroversen Gedankenaustausches bedurfte – sowohl zwischen uns und den Teilnehmern aus Danzig als auch zwischen diesen untereinander –, um einerseits die unterschiedlichen Anschauungen, insbesondere im historischen Bereich, von einander kennenzulernen, als auch andererseits gemeinsame Wege in eine europäische Zukunft zu finden.

Das Gesamtthema der Tagung „*Deutsche und Polen – Hypothesen der Vergangenheit – Chancen für die Zukunft*“ stand bewußt im Kontext zum Gedenkjahr an das Ende des Krieges vor 50 Jahren, es knüpfte jedoch auch an die Thematik der vorjährigen

## Denkmal auf der Westerplatte.



Studientagung an. Wie bei jener war es auch bei dieser das Anliegen, aus der Beschäftigung mit der problembelasteten deutsch-polnischen Geschichte eine Brücke zur Gegenwart und auch in die Zukunft zu schlagen.

Schon der erste Tag – der Sonntag – machte das Spannungsverhältnis deutlich, unter dem die Thematik der Tagung stand. Nach der offiziellen Eröffnung und einem feierlichen Gottesdienst in der St. Trinitatiskirche, bei dem Pater Roman Dejna, Archimandrit Totzke und Pfarrer Knobel – ein aus dem Ermland stammendes heute in der Nähe von Danzig lebendes Mitglied der deutschen Minderheit – konzelebrierten, fuhren wir am Nachmittag mit dem Schiff über die Mottlau und Weichsel hinaus zur Westerplatte. Unter der sachkundigen Führung von Prof. Winkowski und durch viele Ergänzungen der anwesenden polnischen und deutschen Zeitzeugen wurden die Erinnerungen an den Anfang des Krieges vor fast genau 50 Jahren wachgerufen und ausgetauscht.

Am Abend waren wir dann zu Gast im „Herder-Zentrum“ in der ul. Organa (Hundegasse), einer Einrichtung der Universität, gefördert mit Stiftungsmitteln der Bundesrepublik Deutschland. Die junge Leiterin, Frau Aneta Jarniewicz – vor zwei Jahren war sie Gast in Gemen – begrüßte uns herzlich und erläuterte Bedeutung und Aufgabe des Hauses, das mit seiner exzellenten Bibliothek der Information über Deutschland dient, sowohl für Studenten als auch für die allgemeine Danziger Öffentlichkeit. Besondere Beachtung fand an diesem Abend auch die Anwesenheit von Herrn Fischer vom deutschen Generalkonsulat in Danzig. In den anschließenden Gesprächen wurde – von den jüngeren Teilnehmern – auch die Meinung vertreten, daß die belastete Vergangenheit – wenn überhaupt – nur noch ein Problem der Älteren sei, was während der Tagung recht bald ad absurdum geführt wurde: immer wieder holte sie uns ein, wie sich schon am nächsten Tage deutlich zeigen sollte.

An jedem der dann folgenden fünf „Arbeitstage“ der Tagung – Montag bis Freitag – wurde wieder jeweils ein spezielles Thema in den Vordergrund der Betrachtung gerückt; es begann am Montag mit: „*Hypothesen aus Geschichte und jüngster Vergangenheit*“. Der historische Bogen spannte sich an diesem Tag über mehr als 1.000 Jahre. Zuerst sprach Prof. Januszajtis über „Danzig und der Deutsche Orden“, wobei seine auf neuesten archäologischen Forschungsergebnissen beruhende These über die Zerstörung der deutschen Siedlung in Danzig im Jahre 1308 erneut besonderes Interesse fand. Seine – weitgehend negativen – Anschauungen über die Bedeutung des Ordens für das Weichselland fanden jedoch nicht allenthalben Zustimmung und erhielten in der Diskussion – insbesondere in Hinblick auf die Kulturleistungen – Widerspruch. Ein anschließender von Prof. Januszajtis arrangierter Besuch im Archäologischen Museum in der Frauengasse (ehem. Sternwarte), bot Gelegenheit, das Gehörte an Hand von Grabungsergebnissen, Modellen und Plänen zu

vertiefen und weitere Erkenntnisse über die frühe Stadtgeschichte zu gewinnen.

Der Nachmittag brachte dann die konkrete Konfrontation mit der leidvollen jüngsten Geschichte: Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Stutthof. Geführt wurden wir in sehr beeindruckender Weise von Leon Lenzion, Sohn eines von den Nazis ermor-



**Vor der Lagerkarte in Stutthof, von links: Leon Lenzion, Archimandrit Irenäus Totzke, Pfarrer Erich Knobel.**

deten Danziger Volkstagsabgeordneten der Freistaatzeit und selbst langjähriger Häftling in Stutthof. Ein abschließender Wortgottesdienst für alle Opfer von Krieg und Gewalt im 20. Jahrhundert, den wir am Mahnmahl hielten, ließ uns hier die geistige Brücke zu den furchtbaren Ereignissen in unserer Gegenwart schlagen.

Auch der Abend dieses Tages entließ uns nicht aus der Beschäftigung mit Hypothesen der jüngsten Vergangenheit, die in erschreckender Weise auch die unmittelbare Gegenwart in Danzig belasten: wir begegneten Vertretern der heutigen jüdischen Gemeinde in Danzig. Herr Jakob Szadaj, der noch relativ junge Gemeindevorsteher, und Herr Kisler, ein älteres Mitglied des Vorstandes, waren zu uns ins Maximilian-Kolbe-Haus gekommen, um vom Leben der neuen Gemeinde von ca. 300 Mitgliedern zu berichten, die zwar in einer jahrhundertalten jüdischen Tradition in Danzig steht, nach der totalen Ausrottung im Dritten Reich jedoch erst langsam – und weitgehend von der Öffentlichkeit abgeschottet und unbeachtet – wiederentsteht. Auch für die polnischen Teilnehmer der Tagung war diese Begegnung ein absolutes Novum und in mancher Hinsicht vielleicht auch „heilsam“. Selbstverständlich schloß die sehr lebhaft und teilweise auch emotional bestimmte Diskussion – die im kleinen Kreis bis nach Mitternacht weitergeführt wurde – auch die kritische Auseinandersetzung mit den jüngsten allgemein als antisemitisch beurteilten Äußerungen des Danziger Prälaten Jankowski ein. Auf starkes Befremden stieß insbesondere bei den „alten“ Danzigern die Information, daß die neue jüdische Gemeinde in Danzig bis heute keinen eigenen Gottesdienstraum und keinen Friedhof besitzt, vor allem bei Kenntnis der Tatsache, daß es vor dem Krieg in Danzig fünf Synagogen gab. Man darf sicher sagen, daß an diesem Abend in Danzig neue Chancen zur Begegnung sichtbar wurden, die zu nutzen eine wichtige Aufgabe ist.

Der nächste Tag, der Dienstag, stand dann unter dem Thema: „Die Architektur Danzigs als Brücke zwischen Vergangenheit und Ge-

genwart“. Am Vormittag vermittelte uns erneut Prof. Januszajtis „Aktuelle Ergebnisse und Probleme des Wiederaufbaus in Danzig“ anhand dreier Beispiele: Uphagenhaus, Artushof, Königliche Kapelle. Von besonderem Reiz war die Führung durch die Baustelle der völlig neu entstehenden Innenräume des Uphagenhauses, wo uns die Chefrestauratorin Frau Ewa Szymanska informierte, aber auch das Erlebnis des nun fertig gestellten berühmten Kachelofens im Artushof. In der Königlichen Kapelle hörten wir dann von den Problemen der anstehenden dringend notwendigen statischen Sicherung dieses Barockjuwels, um die sich eine kürzlich ins Leben gerufene Stiftung bemühen will, die Förderer sucht. Am Nachmittag erfuhren wir schließlich in einem Vortrag des Danziger Architektur-Professors Dr. Wieslaw Gruszkowski über „Planungen für eine andere ‚Zukunft‘ – zur Architekturgeschichte Danzigs der 30er und 40er Jahre“ weitgehend unbekannt Details von den beabsichtigten gravierenden Eingriffen in das Stadtbild während der Nazi-Zeit, heute schon fast anachronistisch anmutend im Angesichte der totalen Vernichtung Danzigs im Jahre 1945, aber dennoch von großem historischen Interesse.

Zum Abschluß dieses Tages – des 3. Oktobers – waren alle Tagungsteilnehmer – wie im vorigen Jahr – zu Gast beim großen Empfang des Deutschen Generalkonsulates zum „Tag der deutschen Einheit“, herzlich begrüßt von der Generalkonsulin, Frau Dorothee Boden. Der Abend bot wieder Gelegenheit zu vielen Kontakten und Gesprächen im Sinne unserer Anliegen.

„Perspektiven europäischer Begegnung in Kultur, Kunst, Musik“ stand als Leitwort über dem Mittwoch, dessen Vormittag ganz von einem Besuch des neuen Zentrums an der Johanniskirche ausgefüllt war. Prof. Dr. Józef Borzyszkowski empfing uns zunächst in der Baustelle der letzten noch nicht wiederhergestellten der alten Danziger Kirchen, die Mittelpunkt eines *Zentrums für europäische Begegnung und Verständigung*

#### **Der restaurierte Kachelofen im Artushof.**



werden soll. In dem zum Ensemble gehörenden Kaschubischen Haus referierte er dann über „Idee – Aufgaben – Verwirklichung“ dieses auch von einer Stiftung getragenen Anliegens, deren Vorsitzender er ist. Es schloß sich dann ein Empfang beim Danziger Stadtpräsidenten Tomasz Posadzki im Ratssaal der neuen Stadtverwaltung an, der uns wieder sehr herzlich begrüßte und erneut zur Mitwirkung bei den Jubiläumsfeiern in Danzig 1997 einlud. Nach einem zur freien Verfügung stehenden Nachmittag fanden wir uns am Abend zu einem eigens für unsere Tagung veranstalteten Konzert mit „Danziger Orgelmusik im 17. und 18. Jahrhundert“ in der Marienkirche ein. Viola Nitschke M.A. führte in die Musikgeschichte dieser Zeit und in die einzelnen Werke ein, Domorganist Boguslaw Grabowski musizierte zur allgemeinen Begeisterung.

Höhepunkt der diesjährigen Tagung war dann wohl der Donnerstag, der unter dem Gedanken stand: „Gemeinsame Sorge um die Kirche Danzigs“. Morgens fuhren wir hinaus nach Oliva, wohin uns Erzbischof



**Erzbischof Dr. Tadeusz Gocłowski und Gerhard Nitschke.**

Dr. Gocłowski in die Aula des Priesterseminars eingeladen hatte. Zwei Vorträge über „Die Kirche Danzigs nach dem II. Weltkrieg“ standen am Vormittag auf dem Programm, an dem während des ganzen Verlaufs zu unserer großen Freude die Generalkonsulin Frau Boden teilnahm. Zunächst referierte Prof. Dr. Tadeusz Bach über die „Entwicklung in Danzig“; in seiner sehr detaillierten Schilderung des Wirkens der verschiedenen Oberhirten in den nunmehr 50 Jahren kam leider die Problematik der Auseinandersetzung der Kirche mit dem bis vor wenigen Jahren herrschenden politischen System nur wenig zum Ausdruck. Dann sprach Msgr. Johannes Goedeke über die „Entwicklung in Deutschland“ und schilderte das Wirken der Danziger Katholiken nach der Vertreibung aus der Heimat, die Mühen der Sammlung, die Arbeit unter Bischof Dr. Splett nach seiner Haftentlassung 1956 und unter den ihm nachfolgenden drei Apostolischen Visitatoren, sowie besonders auch die Tätigkeit des Adalbertus-Werkes und die Bemühungen um die Aussöhnung mit Polen seit dem 1. Gementreffen 1947. Zwischen beiden Vorträgen begrüßte uns der Erzbischof, wie gewohnt mit der

ihm eigenen Herzlichkeit. In seiner Ansprache würdigte er besonders die fortschreitende Verständigung zwischen heutigen und früheren Bewohnern Danzigs und unsere Bemühungen darum, wie auch besonders den Beitrag zum Bau der Dorotheenkirche in Danzig-Nenkau. Unter großem Beifall wurde ihm erneut die Einladung zum 50. Gementreffen vom 3. bis 8. Juli 1996 ausgesprochen, der zu folgen er zusagte.

Im Kontext zum Vormittag, aber auch ganz besonders zum Gesamtthema der Tagung, stand dann der Vortrag, den der Probst der Danziger Marienkirche, Msgr. Stanislaw Bogdanowicz, nachmittags hielt: „*Dr. Carl Maria Splett – Danziger Bischof und Sonderkriegsgefangener der Kommunisten*“. In seinen detaillierten Ausführungen anhand seines jüngst erschienenen Buches stellte er die Unschuld des nach seiner Ansicht in einem politisch motivierten Schauprozess auf Grund einseitiger und gefälschter Dokumente 1947 verurteilten Bischofs heraus.

Der Tag schloß dann in Danzig-Nenkau, wo wir zunächst – nach der Besichtigung der Baustelle – gemeinsam mit der Dorotheengemeinde in der inzwischen fertiggestellten Unterkirche einen sehr beeindruckenden deutsch-polnischen Gottesdienst für Frieden und Versöhnung feierten, den Weihbischof Dr. Pawlowicz gemeinsam mit Msgr. Goedeke und Pfarrer Knobel zelebrierte. Anschließend gab es ein von Pfarrer Kabat arrangiertes gemütliches Beisammensein mit Abendimbis in einem Lokal im nahegelegenen Wonneberg. Es war ein Tag, an dem die Chancen für die Zukunft durch Überwindung der Hypotheken der Vergangenheit in besonderer Weise erkennbar wurden.

Am Freitag, dem letzten Tagungstag, stand eine ausgedehnte Exkursion auf dem Programm; unter dem Thema: „*Stätten der Geschichte und Heilsgeschichte*“ fuhren wir nach Marienburg und Marienwerder, zum einen, um in der bedeutendsten mittelalterlichen Burganlage des Abendlandes noch einmal über die Kulturleistung des Deutschen Ritterordens nachzudenken und damit an den Beginn der Tagung anzuknüpfen, zum anderen, um in Marienwerder der hl. Dorothea von Montau, Patronin der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, zu gedenken. An beiden Orten gab Gerhard Nitschke Einführungen „*Zur Bedeutung der Stätten für Geschichte, Gegenwart und Zukunft*“. Im alten Remter des Schlosses zu Marienwerder hielt Archimandrit Irenäus Totzke dann einen exzellenten Vortrag über „*Dorothea von Montau – Mutter, Mystikerin, Pilgerin, Klausnerin*“, in dem er einerseits das Leben und Wesen der Heiligen in besonders einprägsamer Weise aus dem Kontext ihrer Zeit erläuterte, andererseits jedoch auch in Beziehung zu unserer Zeit und unseren Aufgaben stellte. Zuvor hatten wir den Dom besichtigt, dort ein kurzes Orgelkonzert erlebt und in der Klausur der hl. Dorothea eine Andacht gehalten. Eine besondere Ehre und Freude war es für uns, daß der Bischof von Elbing, Dr. Andrzej Sliwinski – ein Freund unserer Arbeit und 1992 Referent und Zelebrant in Gemen – sowie der Kanzler der Diözese und der Domprobst, uns im Dom

begrüßten und an diesem Nachmittag an unserer Tagung teilnahmen.

Zurückgekehrt nach Danzig, brachte der letzte Abend noch ein kurzes, jedoch sehr intensives Schlußgespräch zum Tagungsthema. Einig war man sich darüber, daß sich die einzelnen und auch die Gruppen der Teilnehmer durch diese 2. Studententagung erneut ein Stück näher gekommen waren, daß jedoch insbesondere unter den polnischen Teilnehmern der Mut zum – auch kontroversen – Dialog noch wachsen müsse. Schwierig wird jedoch zunehmend das Sprachproblem, vor allem mit den Referenten, so daß in Zukunft noch mehr Wert auf gute Dolmetscher gelegt werden muß. Als einen besonderen Höhepunkt der Tage sah Herr Wozniak – Sekretär der Gesellschaft Polen-Deutschland und in Danzig „Motor“ der Organisation der Tagung – die *Messe für*

*Frieden und Versöhnung* in der Dorotheenkirche an, wie überhaupt die starke religiöse Akzentuierung durch die drei anwesenden Priester, die der Tagung ihr besonderes Gepräge gab, wieder großen Anklang fand. Selbstverständlich war für alle Teilnehmer, daß 1996 die nächste Tagung stattfinden soll, für deren Thematik auch bereits Perspektiven erörtert wurden: so war es u. a. der Wunsch, die Situation im heutigen Polen – politische, soziale und kirchliche Probleme – stärker anzusprechen.

Mit einem festlichen Abschlußmahl und nach noch langen Gesprächen endete schließlich die Tagung, die sicher einen Beitrag leisten konnte, zwischen Deutschen und Polen, „alten“ und „neuen“ Danzigern, *Hypothesen der Vergangenheit* abzutragen und dadurch *Chancen für die Zukunft* zu eröffnen. **Gerhard Nitschke**

## Danzig und der Deutsche Orden

Vortrag von  
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig

Die Rolle, welche der Deutsche Orden in der Geschichte Danzigs spielte, war wesentlich, aber man soll sie nicht überschätzen. Wenn man sie richtig beurteilen will, muß man auch das früher – d. h. vor der Eroberung der Stadt durch den Orden – Geschehene berücksichtigen. Ohne Zweifel ist Danzig viel älter als der Deutsche Ritterorden. Die Ausgrabungen unter dem Rechtstädtischen Rathaus haben Überreste der ältesten Siedlung aus dem 9. Jahrhundert ans Licht gebracht, die schon städtischen Charakter (Straßen, Umwallung) trug. Wenn man in der ersten Lebensbeschreibung des hl. Adalbert nach seinem Märtyrertod 997 Danzig als eine Stadt („*urbs gyddanyzc*“ in der Vita Adalberti des Canaparius, niedergeschrieben in Rom um 1000) bezeichnete, so entsprach es dann seit mehr als 100 Jahren der Wirklichkeit. Nach seinem Märtyrertod wurde der hl. Adalbert zum Schutzpatron von Polen erhoben.

Seit 1123 unterlag Danzig in kirchlicher Hinsicht den Kujawischen Bischöfen (Bischofssitz Wloclawek/Leslau). Das Netz der Pfarreien wurde damals schon gebildet, also früher als z. B. das Marienhospital der Deutschen in Jerusalem, aus dem wahrscheinlich der Deutsche Orden hervorging, der jedoch selbst bekanntlich erst 1198 in Akkon gegründet wurde. Die erste organisierte Stadtgemeinde funktionierte schon in Danzig, als 1225 die ersten Ordensritter, durch Konrad von Masowien (1202–1247) eingeladen, sich zu den Kreuzzügen gegen die heidnischen Pruzen zusammen mit polnischen Rittern vorbereiteten. Der Danziger Herzog Swantopolk (1220–1266), der 1234 in der Schlacht an der Sorge geholfen und den Sieg entschieden hatte, erkannte als erster die Bedrohung und wandte sich später gegen den Orden. Sein Sohn Mestwin (1266–1295) hat es verstanden, 1282 im Vertrag von Kepno den ersten Schritt zur

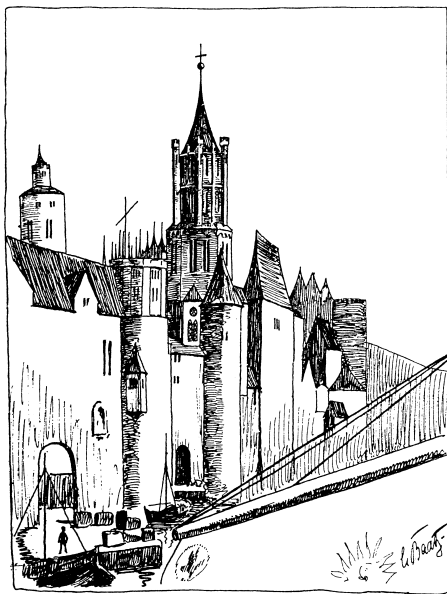
Wiedervereinigung Pommerellens mit Polen zu tun, indem er sein Herzogtum zu Lebzeiten seinem Neffen, dem späteren Polenkönig Przemyslaw von Großpolen schenkte. Dieser jedoch wurde nach seiner Krönung ermordet – vielleicht auf Veranlassung der brandenburgischen Markgrafen, die auch Danzig erobern wollten. Die zu Hilfe gerufenen Deutschordensritter nutzten die Gelegenheit aus, verjagten die Brandenburger und nahmen Danzig 1308 in ihren Besitz.

Die Stadt war zerstört, ein Teil der Einwohner – insbesondere der deutschen Bürger, die mit den Askaniern hielten – ermordet oder vertrieben. Dicke Ascheschichten aus dieser Zeit findet man heute überall auf der heutigen Rechtstadt, dagegen keine auf der damals von Slawen bewohnten Altstadt. General von Köhler hat dieses Verfahren des Ordens „ein Stück mongolischer Kriegsführung“ genannt.

Man brauchte Zeit, um die Folgen der Zerstörung zu überwinden. Erst in der Regierungszeit Winrichs von Kniprode als Komtur und später als Hochmeister (1351–1382) begann Danzig wieder aufzublühen. Es erhielt 1342/43 zum zweiten Mal das Stadtrecht – diesmal das Kulmische – wurde Mitglied der Hanse (1361) und geriet recht bald in erneute Konflikte mit dem Orden auf Grund der wirtschaftlichen Konkurrenz. Nach der Niederlage des Ordens in der Schlacht bei Tannenberg (1410) huldigte die Stadt dem Vertreter des Polenkönigs und mußte es hart bereuen: 1411 wurden zwei Bürgermeister und ein Ratsherr auf dem Ordenschloß grausam ermordet. Es wundert nicht, daß sie sich 1454 mit anderen Städten und Ständen vom Orden losgesagt und dem König Kasimir von Polen gehuldigt hat. Es folgte die Einverleibung in die Krone (d. h. Königreich) Polen. Das Schloß und die durch den Orden zum Schaden der Stadt gegründete Jungstadt wurden so gründlich zerstört, daß kaum noch eine Spur davon zu finden ist.

Über die Bedeutung des Ordens für die

Entwicklung Danzigs sind viele falsche Meinungen verbreitet worden, die der heutigen Erkenntnis der Wissenschaft nicht mehr standhalten können. Es ist z. B. nicht wahr, daß die Ordensritter Danzig gegründet haben, weil es – wie ersichtlich – schon 997 eine Stadt gewesen ist und noch im 13. Jahrhundert (spätestens 1262) Lübisches Stadtrecht erhalten hat. Gegen 1300 zählte es mindestens 6.000 Einwohner und brachte dem Herzog von Pommerellen an Hafengebühren allein zweimal soviel ein wie die ganze Provinz von Kujawien. Die Entwicklung in der Ordenszeit – nach der Zerstörung von 1308 – verdankte die Stadt denselben Faktoren, die auch vorher wirksam waren: günstiger Lage, fruchtbarem Hinterland, Zusammenarbeit mit anderen Handelsstädten und vor allem der Energie und dem Fleiß der



*Die Danziger Ordensburg. Ausschnitt aus einem Bild im Artushof aus dem 15. Jh.*

Bürger. Die Ordensritter wollten es nicht erlauben, daß sie über ihre Köpfe herauswachsen. Auch die Überzeugung von der geistigen Größe des Ordens wurde übertrieben. Die Kreuzherren – oder „Kreuziger“, wie man sie hier zu nennen pflegte – haben keine Universität gegründet und keine große Literatur geschaffen, auch andere mehr ausgebildete Orden waren hier kaum geduldet. Wie kennzeichnend ist es, daß sich der Ordensstaat auch keine Heiligen „erzog“, Dorothea von Montau bildet die einzige Ausnahme.

Natürlich kann man in der Geschichte des Deutschen Ordens auch Positives finden. Wir bewundern ihre ausgezeichnete Organisation, die es erlaubte, daß die etwa 2.000 bis 3.000 Ordensritter ihren großen Staat verwalten konnten. Ihre großartigen Burgen – allerdings eine Notwendigkeit in ihrer Lage – behalten den immerwährenden Wert und erwecken Bewunderung, aber mit Danzig selbst haben sie wenig zu tun. Das hiesige Ordensschloß wurde 1454 abgetragen. Der Radaune-Kanal und die Große Mühle sind bis heute imponierende Leistungen der Technik, aber fast alle wichtigen Baudenkmäler Danzigs haben erst später

ihre endgültige Gestalt erhalten. Auch in der bildenden Kunst der Ordenszeit ist hier wenig wirklich Großes und Wichtiges entstanden. Die größten und besten Werke stammen schon aus der Zeit unter polnischer Oberhoheit und zeichnen sich durch ihre Eigenartigkeit aus.

## **Nachbemerkungen zum Vortrag von Prof. Januszajtis:**

Der vorstehende Text ist die vom Autor selbst für den Abdruck aus Platzgründen verkürzte Fassung seines bei der Tagung gehaltenen ausführlichen Vortrags, der einerseits in Hinblick auf die neuen archäologischen Forschungsergebnisse und insbesondere durch seine schlichte überzeugende Vortragsweise wieder großen Anklang fand, andererseits aber auch eine lebhaftige Diskussion hervorrief, von der hier inhaltlich etwas mitgeteilt werden soll.

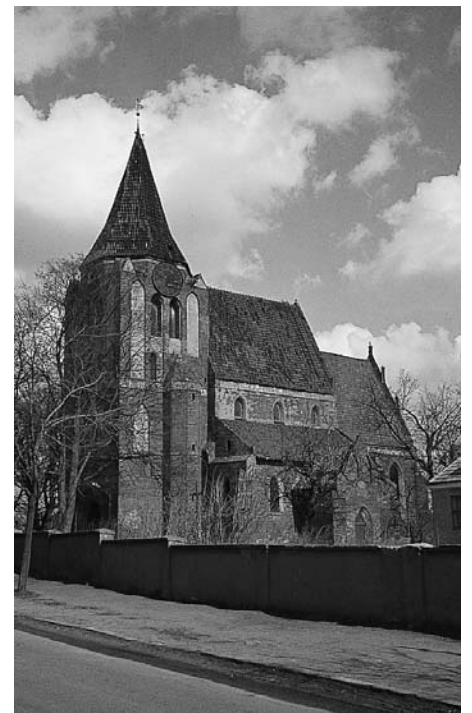
Wenn es auch zutrifft, daß die Bedeutung des Deutschen Ordens für Danzig selbst weit hinter der Einflußnahme späterer Epochen auf Gestalt und Geist der Stadt zurückbleibt – insbesondere wenn man vom heutigen Erscheinungsbild ausgeht – so verdienen doch einige seiner kulturellen Leistungen sowohl in der Stadt als auch besonders im Umland festgehalten zu werden.

Zum einen gibt es in der bildenden Kunst Danzigs und des gesamten Ordenslandes Zeugnisse aus der Ordenszeit von überragender Bedeutung, die – wohl sicher nicht durch diesen angeregt, jedoch durch ihn gefördert und verbreitet – von außerordentlichem künstlerischem Rang sind: die bildnerischen Werke des sogenannten „Schönen Stils“, die „Schönen Madonnen“ und Vesperbilder“, von denen sich in der Danziger Marienkirche je eines der hervorragendsten Exponate befinden, aber auch z. B. in Thorn und vielen anderen Orten. Gespeist aus der hohen künstlerischen Schule der Parler fanden diese großartigen Werke über Böhmen und den oberen Weichselraum gerade im Ordensland zu besonders hoher künstlerischer Qualität und wurden Vorbild für das bildnerische Schaffen im Lande, die Schätze an mittelalterlicher Plastik aus dem 14. und 15. Jahrhundert in den Museen von Danzig und Pelplin und in vielen Kirchen des unteren Weichsellandes geben beredt Zeugnis davon.

Zum zweiten gibt es in der Umgebung von Danzig – vom Werder bis zur Höhe – einen Kranz von herrlichen kleinen Dorfkirchen, die alle aus dem 14. Jahrhundert stammen, so z. B. in Trutenau, Groß-Zünder, Stüblau, Güttland, oder in Mühlbanz und Prangenau und – die wohl schönste – in Praust, ebenso aber auch im Großen Werder jenseits der Weichsel in Barendt, Großlichtenau, Schöneberg, Bärwalde, Ladekopp und Tiege, um nur einige zu nennen. Sie alle entstammen zwar jener Zeit, als die Bischöfe von Leslau als Hirten in der Seelsorge im Lande das Sagen hatten, der Orden jedoch als Landesherr starken Einfluß sowohl in den Formen der inneren Frömmigkeit als auch in der sichtbaren Gestaltung der Gotteshäuser aus-

übte. Alle diese Kirchen stimmen in ihrer Architektursprache in wesentlichen Merkmalen überein und zeigen ihre direkte Verwandtschaft in vielen Einzelformen zur großen Ordensbaukunst der Burgen und Kathedralen der Ordensbischöfe ganz augenfällig, auch in allen anderen Teilen des Ordensgebietes läßt sich dieses Phänomen leicht feststellen.

Und ein drittes muß erwähnt werden, das von europäischem Rang ist: die Entwicklung der aus England importierten gotischen Wölbtechnik im Ordensland bis zur höchsten Blüte, sowohl im Profan- als auch im Sakralbau. Die Kreuz-, Fächer-, Stern- und Netzgewölbe im Ordensland stehen zwar in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung der Wölbtechnik in der abendländischen Architektur jener Zeit, haben jedoch in den Remtern der Ordensburgen und in vielen Kirchenbauten des Ordenslandes eine durchaus eigenständige Ausdrucksform von höchster Qualität gefunden. Und auch jene Bauten, die erst nach dem Ende der Ordensherrschaft fertiggestellt bzw. eingewölbt wurden – eben insbesondere auch die großen Kirchen Danzigs mit ihren unerhört vielfältigen Gewölbeformen – wären ohne die kühne und einfallsrei-



*Dorfkirche aus der Ordenszeit in Praust.*

che Weiterentwicklung der Wölbtechnik durch die Baumeister im Ordensland und ihre Schüler nicht denkbar, denn auch die nach diesen kamen, setzten deren schöpferische Gedanken fort. Am schönsten kann man das wohl in der Marienkirche in Danzig und im Dom von Pelplin beobachten. Vielleicht ist es von besonderer Bedeutung, daß die Danziger zwar im Zorn die Ordensburg am Brausenden Wasser 1454 schleiften, einen der schönsten Räume ihrer Stadt aber – den Artushof – nach dem Vorbild der Ordensremter über vier Granitpfeilern wölben ließen, die nach den heutigen Erkenntnissen aus der zerstörten Burg stammen. **G. N.**

# Begegnung mit Vertretern der jüdischen Gemeinde in Danzig

1993 bekam ich erstmals aus Münster den Hinweis, daß es in Danzig eine jüdische Gemeinde gäbe. Ich wollte es nicht glauben; auch meine Bekannten in Danzig waren erstaunt. Katholische Priester, die ich dort fragte, hatten keine Ahnung. Also telefonierte ich während eines Aufenthalts und besuchte wenig später Familie Szadaj in Morena. Alle meine Fragen wurden ganz offen beantwortet. Von der Gemeindeleitung her gab es keine Geheimnisse, nur – und das bestätigte man später ganz offen – kein Mitglied drängte sich der Öffentlichkeit auf. Ein kluges Verhalten hat dazu geführt, daß man in Ruhe lebt, der einzelne und die Gemeinde. Die Öffentlichkeit zeigt von sich aus kein Interesse, auch in anderen Städten Polens nicht.

Als wir in Gemen 1994 über meine Entdeckung sprachen, kam der Gedanke auf, Vertreter der jüdischen Gemeinde und auch den Vorsitzenden der jüdischen „Landsmannschaft der Danziger“ aus Tel Aviv für 1995 zum Gementreffen einzuladen und die Thematik entsprechend auszuweiten. Wie bekannt, gelang dieses Zusammentreffen nicht, aber dafür gab es während der 2. Studientagung in Danzig ausführliche Gespräche, auch über den offiziellen Abend hinaus. Verlauf und Inhalt der lebhaften Unterhaltung in der großen Runde darzustellen, ist nicht leicht, da die kurze Vorstellung der Gäste und die Fragen der Teilnehmer natürlich keinem Konzept folgten. Deswegen sei hier etwas, zusammenfassend, gesagt zur Biographie (1), zum Leben der Gemeinde (2) und zu Fragen und Vorschlägen der Teilnehmer (3).

1. Herr Jacob Szadaj hatte noch Herrn Kisler mitgebracht, der allen durch seine emotionsgeladene Redeweise und seine Gestik in Erinnerung bleiben wird. Er verwies zuerst auf das gerade gefeierte jüdische Neujahrsfest, das an den Beginn und das Ende der Schöpfung erinnert. Damit verbunden sei der Glaube an die Vereinigung aller Menschen und das Ende des Streits. Deswegen betet man im Judentum für die Brüder, unter denen man lebt. Das wollte er gerne als Grußwort den Angereisten und allen anderen Danzigern sagen.

Persönlicher stellte sich dann Herr Szadaj vor. Als Sohn seines 85jährigen Vaters, der schon vor dem Krieg in Danzig lebte und nach dem Ende der KZ-Zeit dorthin wegen der deutschen Frau zurückkehrte, studierte er Wirtschaftsrecht, wurde aber während der Studentenzeit 1968 zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Da er wegen dieses Makels keinen juristischen Beruf ausüben durfte, wurde er Geschäftsmann. Von den Geschwistern blieb er als einziger wegen der Eltern in Danzig, hat geheiratet, liebt seine beiden Kinder, die besser Deutsch sprechen als er, und hat mit der Familie vor kurzem ein schönes neues Haus bezogen. Er nennt Danzig die schönste Stadt der Welt, was ihm viel

Beifall einbringt. Als gewählter Vorsteher der Gemeinde wendet er viel Zeit für diese auf, z. B. wegen der notwendigen Reisen. Er sagt das aber nicht bedauernd, sondern voll Sorge und auch Freude.

2. Die Gemeinde zählt etwa 300 Mitglieder, von denen viele außerhalb der Stadt wohnen und Wahldanziger sind. Ein eigenes Gotteshaus besitzt sie nicht. Die ehemalige Synagoge in Langfuhr steht noch, ist jetzt aber Musikschule und wird alltags bis abends für den Unterricht genutzt. Ein Anspruch auf dieses Gebäude besteht grundsätzlich, wird aber aus Rücksicht auf die dort Lernenden nicht durchgesetzt. Man hofft auf eine Lösung in einigen Jahren. Wenn die Liturgie nicht in der jeweiligen Familie gefeiert wird, trifft man sich an den Festtagen bei Familie Szadaj. Diese Treffen bringen Erinnerung an alte Zeiten, vor allem aber an die alte jüdische Kultur. Deswegen sind sie wichtig. So geschieht auch die Weitergabe an die Kinder, wie z. B. die der hebräischen Sprache. Dafür gibt es außerdem Camps.

Sorgen bereiten nicht nur die Räumlichkeiten für den Gottesdienst, sondern auch, daß der eigene Friedhof fehlt, auf dem kein Grab eingeebnet werden würde. Das zeigt, daß diese nationale Minderheit viele Wünsche zurückstellen muß, aber ein gutes Klima mit den Menschen in der Stadt und auch zur Verwaltung hin für wichtiger hält.

Der Vorsteher nennt auch seine Sorge um die Alten, die oft als Gebrechliche zu wenig Hilfe erfahren. Finanzielle Mittel u. a. durch das Maximilian-Kolbe-Werk gäbe es zwar, aber dadurch sei die Lage der Betroffenen nicht schon automatisch besser.

3. Verständlich, daß bei diesen Ausführungen durch die Zuhörer Lösungen angedacht

wurden. So fragte jemand, ob nicht eine christlich-jüdische Gesellschaft, wie es sie in anderen Städten Europas gibt, auch in Danzig ins Leben gerufen werden könnte. Aber auch wenn Herr Szadaj einen katholischen Theologen aus Oliva zum Freund hat: eine solche Gründung hält er für unmöglich. Daß von den polnischen Zuhörern teilweise empfindlich reagiert wurde, weil offensichtlich die polnischen Christen wenig Verständnis für Juden zeigen, war zu erwarten. Aber die Antworten der beiden Gäste auf manche auch emotional gestellte Fragen blieben sachlich: Kinder hätten z. B. keine Schwierigkeiten mehr in der Schule, wenn sie spontan von ihrer Gemeinde erzählten. Und bei den Erwachsenen müsse man jeweils unterscheiden und dürfe keine Pauschalurteile fällen. Auch Pfarrer Jankowski sei ein Einzelfall, dessen Äußerungen allerdings weltweit bekannt wurden und viel Ärger ausgelöst haben. Eine Unterscheidung bringt Herr Kisler aber doch auf den Punkt: „Wenn mich jemand einen Schuft nennt, weil ich ein Schuft bin, ist das in Ordnung. Wenn mich allerdings jemand einen Schuft nennt, weil ich ein Jude bin, soll er mich kennenlernen!“

Nachdenklich geworden, ging das Gespräch unter denen, die im Haus wohnten, auch nach dem offiziellen Ende des Abends, weiter. Auch die beiden Gäste blieben noch lange. So kam die Idee auf, den Gemeindevorsteher mit seiner Frau am nächsten Tag zu dem Empfang des deutschen Generalkonsulats anlässlich des 3. Oktobers einzuladen. Dies ließ sich verwirklichen und damit einen neuen Kontakt knüpfen. Weitere Hilfen sind sicher zu überdenken, damit nicht die Absichten der Betroffenen übergangen werden. Aber menschlicher Kontakt und gesellschaftliche Verbindungen müssen gepflegt werden, damit – wie Gerhard Nitschke das formulierte – jüdische Kultur weiterhin selbstverständlich zu dieser Stadt gehört.

Gregor Müller

## Reflexionen über einen Besuch in der St.-Johannis-Kirche und im Haus der Kaschubisch-pommerschen Vereinigung

„Perle in Asche“ so lautet der Titel eines Faltblattes, das allen Teilnehmern der deutsch-polnischen Studienwoche mitgegeben worden ist, die an der Besichtigung der einstigen Perle ehrwürdiger alter Kirchen Danzigs am Mittwochvormittag teilgenommen hatten. Eingeladen hatte dazu Herr Vicewojewode Professor Dr. Borzyszkowski. Er ist Präsident der „Vereinigung für den Wiederaufbau der gotischen Johannis-Kirche“. Ende 1992 wurde dieser Verein gegründet, um den ruinösen Zustand dieses bedeutenden Sakralbaus der Stadt zu beheben, der im März 1945 stark beschädigt und teilweise zerstört worden ist.

Man wundert sich, warum dieser Bau solange als Ruine belassen wurde, während man

sich sonst alle Mühe gegeben hatte, die alten Baudenkmäler Danzigs zu restaurieren oder gar neu aufzubauen. Einer der Gründe ist wohl darin zu suchen, daß dieses Gotteshaus nach dem Krieg als einziges der evangelischen Gemeinde zugesprochen worden ist. Die wenigen evangelischen Christen, die in Danzig verblieben oder später zugezogen sind, (sie werden heute in der gesamten Dreistadt Danzig-Zoppot-Gdingen mit etwa 1.000 angegeben), konnten die Restaurierung dieser großen Kirche nicht in Angriff nehmen und sie wohl auch nicht nutzen. Sie wurde 1967 als Kulturdenkmal in öffentliche Verwaltung überführt.

In der Zwischenzeit waren allerdings schon substanzerhaltende Arbeiten durchgeführt worden, die sich von den Fundamenten bis

zu den Gewölben erstreckten, einschließlich dem Wiederaufbau des Turmes.

Das Innere der Kirche stellte sich den Besuchern an jenem 4. Oktober 1995 als eine einzige Baustelle vor: Bretter über den aufgerissenen Böden, Gerüste bis zu den 18 m hohen Gewölben der mächtigen dreischiffigen Hallenkirche. Sonst rohe, kahle Wände. – Noch vorhanden der vielbewunderte Hochaltar von Abraham van den Blocke (vollendet 1612). Er wartet auf gründliche Restaurierung. In verhältnismäßig gutem Zustand das Grabmal des Nathanael Schroeder, errichtet „im Jahr, da das polnische Reich ohne König, der König ohne Reich und Gott Protektor war.“ So heißt es in der lateinischen Inschrift.

Nur erahnen läßt sich heute noch, daß man einst das Innere dieser Kirche als eines der schönsten und harmonischsten unter den Danziger Gotteshäusern gerühmt hatte. Wer es nicht weiß, der fragt, wo die ehemals reiche Ausstattung von St. Johann geblieben ist. Man findet sie heute größtenteils in anderen Danziger Kirchen, so Orgel, Kanzel, Taufbrunnen und die Figuren der berühmten Kreuzigungsgruppe aus dem Jahr 1482 in St. Marien, den Christus dieser Gruppe in St. Trinitatis. Vieles ist in Danziger Museen zu besichtigen.

Es wird unmöglich sein, das Innere der Kirche in alter Mannigfaltigkeit wieder herzurichten. Als ausschließlicher Gottesdienstraum wird sie auch weder von Protestanten noch von Katholiken benötigt. Für die „Vereinigung zum Wiederaufbau“ hat sich daher

eine neue Zielsetzung ergeben: Errichtung eines internationalen Kultur- und Kongreßzentrums, das auch für Gottesdienste in verschiedenen Sprachen und auch auf ökumenischer Ebene offen sein soll. Damit soll Danzig ein Zentrum für jene Weltoffenheit erhalten, wofür es einmal durch Jahrhunderte bekannt und berühmt gewesen ist. Besonders in den Zeiten nach der Reformation galt die Johannis-Kirche mit ihren Nebenbauten als ein Mittelpunkt geistigen und religiösen Lebens.

Davon zeugt z. B. heute noch die Zappio-Bibliothek, welche Prof. Borzyszkowski den Tagungsteilnehmern zeigte. Die Masse der ca. 6.000 Bände war in einer Seitenkapelle trotz aller sonstigen Zerstörungen der Kirche unversehrt geblieben. Nur gerade die 122 wertvollsten Bände, darunter Inkunabeln, die man ausgelagert hatte, haben durch Nässe gelitten.

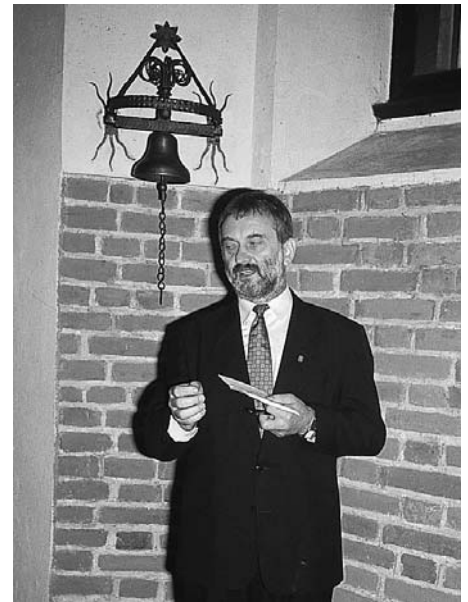
Bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung zum Namen „Zappio“. Zacharias Zapp war Sohn eines Danziger Schneiders, kam in den Wirren des 30jährigen Krieges nach Schweden, wurde Feldschneider im schwedischen Heer und heiratete in Bremen die reiche Patrizierstochter Catharina Böhnert. Mit deren Hilfe konnte er in Danzig einigen Grundbesitz erwerben, einen Metallhandel eröffnen und zu ansehnlichem Wohlstand gelangen. Als Kirchenvorsteher von St. Johann stiftete er der Kirche wertvolle Einrichtungsgeschenke und eben jene umfangreiche Bibliothek mit vornehmlich religiös-theologischen und naturwissenschaftlichen Werken. Nach

der Mode der Zeit hat er seinen Namen latinisiert. Als hochgeachteter Wohltäter ist er 1680 gestorben und in der Johannis-Kirche beigesetzt worden.

Nun ist ein vorrangiges Problem für den Wiederaufbau und die Restaurierung von St. Johann die Beschaffung der Mittel. – 1994 wurden die Kosten mit umgerechnet 10 Millionen DM veranschlagt. Inzwischen ist auch in Polen das Bauen noch teurer geworden. Die „Vereinigung für den Wiederaufbau“ arbeitet zusammen mit dem Danziger Metropolitan, Herrn Erzbischof Gocłowski, der Wojewodschaft, dem Stadtprä-



*St.-Johannis-Kirche, Radierung von Prof. Joh. Carl Schulz, 1850.*



*Prof. Dr. Józef Borzyszkowski*

sidenten, der Kaschubisch-pommerschen Vereinigung und weiteren Gremien und sie sucht natürlich Privatpersonen, die zur Mit Hilfe bereit sind, hier nicht zuletzt die alten Danziger, die jetzt in Deutschland leben. Sowohl in Polen als auch in der Bundesrepublik sind alle, die den heiligen Johannes als Namenspatron verehren, eingeladen, dem „Johannis-Klub“ beizutreten. Anmeldungen dazu nimmt gern entgegen: Johannes Goedeke, Romsthaler Straße 9, 36396 Steinau-Marborn. Spenden können überwiesen werden an „Bank Gdanski SA, IV Oddzial Gdansk Nr. 301817-662501-132“. Ziel ist die Fertigstellung zum Jubiläumsjahr 1997.

Das Büro der Kirchbauvereinigung befindet sich im Kaschubischen Haus, ganz in der Nähe von St. Johann in der Häkergasse, heute ul. Straganiarska. Dorthin waren die Tagungsteilnehmer von Prof. Borzyszkowski im Anschluß an die Besichtigung der Baustelle zu einem informativen Referat zum Thema: „*Das neue Zentrum an der St.-Johannis-Kirche als Stätte der Begegnung und Verständigung – Idee – Aufgaben – Verwirklichung*“ eingeladen.

Prof. Borzyszkowski berichtete von der Gründung der „Vereinigung für den Wiederaufbau“ im Jahre 1992 und den angestrebten Zielen, wie sie schon oben dargestellt wurden. Das ganze Ensemble um die St.-Johannis-Kirche soll einst der europäischen, ja internationalen Begegnung dienen, und zwar sowohl kirchlicher als auch kultureller. Im wiederhergestellten Kirchenraum sollen auch Kongresse, Konzerte und Ausstellungen sakraler Kunst stattfinden, eine Bibliothek und eine mehrsprachige Buchhandlung sollen eingerichtet werden. Dabei wird besonders auch die Stellung der kulturellen und ethnischen Minderheiten eine wichtige Rolle spielen, was durch den Sitz der „Vereinigung“ im Kaschubischen Haus auch äußerlich deutlich wird. Schon heute gibt es in der als Kapelle eingerichteten an der Nordseite der Kirche gelegenen ehemaligen Sakristei regelmäßig am Sonntag einen Gottesdienst in kaschubischer Sprache.



Die Bedeutung des Kaschubentums für Danzig und das umliegende Land kam dann nochmals ausführlich zur Darstellung. Der Name „Kaschuben“ ist schon seit dem 11. Jahrhundert bezeugt. Als Urheimat dieses slawischen Volksstammes gilt die Gegend am Lebafluß. Das Siedlungsgebiet zog sich von Kamin im Westen bis zur Danziger Bucht im Osten, im Süden bis Czersk und Konitz. Die Geschichte hat das Volk nicht gerade begünstigt. Wohl besaß das Herzogtum Pomerellen zeitweise volle Selbstständigkeit. Aber durch die jeweilige verschiedene Staatszugehörigkeit waren der Adel und das gehobene Bürgertum geneigt, sich entweder dem Deutschtum oder dem Polentum zu assimilieren. Einen starken Einfluß übte die Kirche aus. Die Liturgiesprache war Latein. In der katechetischen Unterweisung wurde in den Gebieten, die der polnischen Krone unterstanden, nicht die kaschubische Volkssprache, sondern, von Ausnahmen abgesehen, die polnische Hochsprache verwandt. Das blieb so auch nach den polnischen Teilungen, im Grunde genommen, bis auf den heutigen Tag. Dennoch konnten die Kaschuben ihre ethnische und kulturelle Identität weitgehend bewahren.

Im 19. und 20. Jahrhundert besannen sich zunehmend auch Angehörige der sogenannten Intelligenz auf die Werte ihres Volkstums. Einer der Bekanntesten, die diese Bewegung initiierten, ist der Arzt Florian St. Ceynowa (1817–1902). Es erschienen sprachwissenschaftliche Veröffentlichungen, Wörterbücher, Zeitschriften und nicht unbedeutende Literarische Werke, bis zu einer Gesamtausgabe des Neuen Testaments in kaschubischer Sprache aus dem Jahr 1993.

Dessen ungeachtet wurde sowohl von deutscher als auch von polnischer Seite das Kaschubentum vielfach mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet, als handle es sich nur um Sprache und Kultur eben des „Gemeinen Volkes“. Die heutige kaschubische Bewegung sucht dem entgegenzuwirken. Und dies, wie man bemerken kann, mit beachtlichem Erfolg. Es hat sich ein ausgesprochen stolzes Selbstbewußtsein entwickelt, gestützt durch eine weitflächige Öffentlichkeitsarbeit. Das Kaschubentum braucht sich nicht zu verstecken.

In der sehr lebendigen Aussprache wurde von Teilnehmern, die zur jetzigen deutschen Minderheit in Danzig gehören, eine gewisse Parallelität von der Lage der Kaschuben in der Vergangeheit gezogen zu der des Deutschtums nach dem Zweiten Weltkrieg. Da hätten die Deutschen ihre Sprache und Kultur auch jahrzehntelang in der Öffentlichkeit nicht pflegen dürfen. Prof. Borzyszkowski wollte diese Parallele aus seiner Sicht als Historiker nicht gelten lassen. Man konnte aus seiner sehr dezidierten, ja scharfen Stellungnahme entnehmen, daß hier noch eine wunde Stelle aus der Vergangenheit einer weiteren Bewältigung bedarf. . .

Aus allem erhellt sich aber, wie instruktiv, fruchtbringend und deshalb unbedingt notwendig solche Darlegungen, Analysen und Diskussionen für unser gegenseitiges Verstehen und Miteinander-Leben auch weiterhin sein werden. **Msr. Johannes Goedeke**

**A**llgemein kann gesagt werden, daß das Interesse für Bischof Splett und seine Tätigkeit bis heute sehr groß ist. Es ist eine ziemlich umfangreiche Literatur über ihn erschienen, doch muß hinzugefügt werden, daß sie polnische, da kommunistischer Herkunft, sehr einseitig und deutscherseits sehr unvollständig ist.

Das letzte Buch ist das bekannte von Peter Raina<sup>1)</sup>, der als Professor in Berlin lebt. Sein Buch ist leider unkritisch, ja man kann in bezug auf die verwerteten Quellen sagen: naiv geschrieben. Dieses Buch erheischte eine Antwort, und so machte sich der Referent daran, Material zu sammeln und selbst ein Buch<sup>2)</sup> über Splett zu veröffentlichen. Leider ließ man ihn nicht an die Akten des staatlichen Sicherheitsdienstes heran; erst nach Veröffentlichung seines Buches konnte er Einsicht nehmen. Aus diesen späteren Einsichtnahmen konnte er jetzt – zusätzlich zu den Ausführungen über sein Buch – berichten.

So wußte er z. B. jetzt, daß die polnische Regierung nach der Entlassung Spletts aus

an als Schauprozeß gedacht war. Deshalb gab es z. B. auch die propagandistische Vorbereitung.

Die Auswahl des Hauptanklägers war ein Kapitel für sich. Man nahm einen Staatsanwalt, der vor dem Kriege mehrere Kommunisten wegen Hochverrats angeklagt hatte. Jetzt drohte man ihm, ihn an die Sowjets auszuliefern, wenn er den Splett-Prozeß nicht im kommunistischen Sinne führe.

Nicht minder fragwürdig war die Bestellung eines „Sachverständigen“, der vom kanonischen Recht her die Verfehlungen Spletts bezeugen sollte. Dies war ein gewisser Wilanowski, ein Ex-Priester und notorischer Lügner (z. B. hatte er sich eine Professur erschleichen wollen unter Angabe zahlreicher, angeblich von ihm, in Wirklichkeit jedoch von niemandem geschriebener Bücher und Artikel). Zu seiner „Beweisführung“ gehörte u. a. die Herausgabe eines lateinisch-deutschen Rituals durch Splett, das vor dem Gericht nun als Beweis der „Germanisierungspolitik“ des Bischofs fungieren sollte! Ebenso fragwürdig waren auch

## Dr. Carl Maria Splett – Danziger Bischof und Sonderkriegsgefangener der Kommunisten

Vortrag von Probst  
Stanislaw Bogdanowicz, Danzig

dem Gefängnis Wronki einen zweiten Prozeß beabsichtigte, und zwar sollte dieser Prozeß internationalen Charakter erhalten und unter Mitwirkung des Kardinals Wyszinski stattfinden, was dieser aber ablehnte. Auch wurde Druck auf andere polnische Bischöfe ausgeübt – u. a. wegen ihrer angeblichen Kollaboration mit den Nazis während des Krieges –, sie möchten sich an der Prozeßvorbereitung beteiligen, doch war das Ergebnis das gleiche.

Die Geschichte vor dem Prozeß ist kurz erzählt: Gleich nach dem Einmarsch der Russen wurde Bischof Splett zusammen mit anderen Danziger Priestern – ja überhaupt zusammen mit der, soweit noch vorhandenen, Danziger Intelligenz – vom NKWD verhaftet. Man brachte sie nach Karthaus. Nach viertägigem Verhör kam Splett zurück nach Oliva, wurde aber jetzt in einer Villa interniert. Die Fragen in Karthaus bezogen sich auf Kontakte während seines Studiums in Rom: wer waren seine Kommilitonen, wer seine Professoren, welche Bischöfe und welche Diplomaten hatte er kennen gelernt?

Am 6. August erfolgte dann die Verhaftung durch die Polen. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Presse in puncto Splett objektiv, ab jetzt begann sie sich negativ einzufärben. Probst Bogdanowicz bringt in seinem Buch den Nachweis, daß der Prozeß von Anfang

die Figuren des Gerichtsvorsitzenden und des Verteidigers. (Leider können hier wegen der mehr als mangelhaften Tätigkeit des von Probst Bogdanowicz mitgebrachten Übersetzers keine Einzelheiten mitgeteilt werden.)

Der ursprüngliche Verteidiger war ein Danziger namens Romanowski gewesen, doch wurde er kurz vor Prozeßbeginn verhaftet. Die Hauptbelastungszeugen dagegen waren nie in Danzig gewesen, kannten Splett also nicht. Der eine war bekannt als Alkoholiker, Spieler und Schuldenmacher, der zweite als Hochstapler, der dritte war ein merkwürdiger Cisterzienser. Dieser war als Kronzeuge gedacht, doch trat er niemals auf, sondern es wurde nur eine politische Beschuldigung von ihm verlesen. Zeugen, die sich freiwillig meldeten, wurden nur nach „Vorprüfung“ zugelassen – oder abgelehnt. Bischof Splett erzählte später, daß der Vernehmungsrichter sich nicht geschaut habe, während der Vernehmung bei der Parteileitung anzurufen und zu fragen, wie es weiter gehen sollte. Der Prozeß wurde außerdem von einer Plakataktion begleitet, bei der Splett öffentlich als „Faschist“ beschimpft wurde. Am Ende des Prozesses wurde der Bischof, wie bekannt, zu 8 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt.

Mit der Verurteilung war es aber nicht getan, denn kaum, daß der Bischof im Gefängnis saß, erschienen schon Berichte, daß er dort „Luxusvergünstigungen“ genieße. Doch erschienen Gott sei Dank in der kirchlichen Presse drei Gegenberichte. Später wurde

auch bekannt, daß Splett gefoltert worden ist.

1953 war die Haft abgesehen, doch verfügten die Kommunisten, ohne eine Erklärung abzugeben, weitere Klosterhaft. Es gibt glaubhafte Hinweise dafür, daß man ihn in die Freiheit entlassen hätte, wenn er sich öffentlich gegen Pius XII. als „Helfershelfer der Faschisten“ ausgesprochen hätte. Doch nun kam er in Klosterinternierung. 1956 waren die bekannten Aufstände in Budapest und in Warschau, die in Polen u. a. eine sofortige Freilassung aller aus politischen Gründen inhaftierten Geistlichen zur Folge hatten. Der Sekretär der polnischen Bischofskonferenz, Bischof Romanski, begab



**Probst Bogdanowicz (Mitte) beim Vortrag.**

sich in das abgelegene Kloster, wo Splett festgehalten wurde, konnte aber nur gegen den Widerstand des dortigen Oberaufsehers den Bischof nach Warschau bringen. Von dort fuhr Splett nach Deutschland.

Wie wurde das Buch von Probst Bogdanowicz nun aufgenommen? Prof. Raina, den er ja aufs Korn genommen hat, behauptet, daß er nicht recht habe und daß jedes Gericht, gleich ob kommunistisch oder nicht, Splett verurteilt hätte. Auch ein jetziger Danziger Historiker äußert sich ähnlich. Doch hat er aus allen Teilen der Bevölkerung über 100 zustimmende Leserbriefe erhalten! Die erste Auflage des Buches (2.000) war sofort verkauft, jetzt wird eine deutsche Ausgabe vorbereitet.

Die deutsche Bischofskonferenz, deren Revisionsbegehren zweimal von den Warschauer Gerichten abgelehnt wurden, hat jetzt zum dritten Mal ein Revisionsverfahren beantragt. Die polnische Bischofskonferenz hat diese offizielle deutsche Bitte nach Warschau weitergeleitet und unterstützt sie ebenfalls. Leider ist das politische Klima in Polen z. Z. nicht günstig, da der polnische Justizminister ein ehemaliger Kommunist ist. Das heißt aber nicht, daß wir die Hoffnung aufgeben sollen. Es wäre z.B. wünschenswert, deutsche und polnische Initiativen zu koordinieren. Eingaben, Petitionen, Deklarationen werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Und eines Tages werden doch die Wahrheit und die Gerechtigkeit siegen!

**Archimandrit Irenäus Totzke**

<sup>1)</sup> Peter Raina „Carl Maria Splett – ein Danziger Bischof auf der Anklagebank“ Verlag Ksiazka Polska, Warschau 1994

<sup>2)</sup> Ks. Stanislaw Bogdanowicz: „Carl Maria A. Splett – Danziger Bischof der Kriegszeit – Sonderhäftling der Volksrepublik Polen“ Danzig/Gdansk 1995

## Schlußkapitel des Buches von Probst Bogdanowicz

In „*INFORMATIONEN UND BERICHTE – DIGEST DES OSTENS*“ (Hsg. Albertus-Magnus-Kolleg Königstein e.V., Bischof-Kindermann-Str. 1, 61462 Königstein/Ts.) wurden die beiden Bücher über Bischof Splett von Wolfgang Grycz behandelt, das erste von Raina (Heft Juni/95) sehr ausführlich und mit Anmerkungen des Rezensenten, das zweite von Probst Bogdanowicz (Heft Januar/96) mit dem – leicht gekürzten – Abdruck des Schlußkapitels, in dem der Autor Schlußfolgerungen aus seiner Arbeit zieht. Als Ergänzung zum Bericht über den Vortrag von Probst Bogdanowicz sei dieses Kapitel in der Übersetzung von Wolfgang Grycz nachstehend wiedergegeben.

„I. Warum hat man Bischof C. M. Splett als einzigen deutschen Bischof vor Gericht gestellt und verurteilt, obwohl antipolnische Verfügungen gleichermaßen in allen Diözesen des Reiches und den ihm angeschlossenen Territorien verbindlich waren?

In der bisherigen Literatur wurde hervorgehoben, daß es den Kommunisten darum ging, in spektakulärer Weise zu bestätigen, daß es richtig war, das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl zu zerreißen, daß es ihnen um einen starken Start in dem schon beginnenden rücksichtslosen Kampf gegen die Kirche ging, darum, Haß zu wecken und die Autorität der kirchlichen Hierarchie zu untergraben, daß es um den damals verständlichen Wunsch ging, sich für die Verbrechen des deutschen totalitären Regimes zu ‚rächen‘.

Die Analyse des oben vorgelegten Materials verweist auf ein weiteres wichtiges Motiv, das zu verwirklichen dem Sicherheitsamt (= Staatssicherheit – W. G.) teilweise gelungen ist. Ich bin nämlich der Meinung, daß es hier auch darum ging, die polnische katholische und die deutsche katholische Kirche, den polnischen Klerus und den deutschen Klerus in Gegensatz zueinander zu bringen, die zugewanderte Bevölkerung und die altingesessene kaschubische . . . Bevölkerung gegeneinander auszuspielen. Es ging also darum, die Kirche zu spalten und in Gegensätze zu verwickeln sowie die Gesellschaft zu atomisieren, im Sinne des Prinzips ‚divide et impera‘.

Ich spreche schon gar nicht von den ersten Nachkriegsversuchen zu einem wechselsei-

tigen positiven Koexistieren der verbliebenen deutschen und polnischen Bevölkerung, insbesondere der Kinder und Jugendlichen. Alle schüchternen Versuche der Integration und Zusammenarbeit, vor allem auf kirchlichem Gebiet, mußten die Schöpfer des atheistischen Staates und der roten Brigaden tief beunruhigen. Für das auf Haß und Klassenkampf gestützte System waren die äußeren Formen der Handlungen Bischofs Spletts also eine vorzügliche Gelegenheit für eine spektakuläre Propaganda.

2. Fünfzig Jahre nach dem Weltkrieg ist die Zeit gekommen, um beim Herangehen an die Haltung, die Motive und die Handlungsfolgen des zweiten Danziger Bischofs (= Splett) Schluß zu machen mit propagandistischen oder unkritischen Beurteilungen, die im eigentlichen rufschädigend sind für Historiker, und damit zu beginnen, sie in wissenschaftlicher und objektiver Weise zu beurteilen. Der apostolische Visitor Johannes Bieler stellt in der Februar-Nummer des ‚Heimatbriefes‘ aus dem Jahre 1995 bei der Analyse des Buches von Peter Raina (über Bischof Splett) fest, es zeige, daß der Weg zur Wahrheit in der Frage Bischof C. M. Spletts noch lang sei. Mir scheint, daß er dennoch nicht sehr lang sein muß.

Ich habe bemerkt, daß die Danziger aus der Vorkriegszeit, sowohl die in Polen wie in der Bundesrepublik wohnenden, ihrem verstorbenen Oberhirten wahre Hochachtung und oft auch Liebe entgegenbringen. Die Jüngeren, jene der Nachkriegsgeneration, sind durch eine einseitige Propaganda desinformiert worden. Ist eine so große Divergenz von Haltungen etwas Normales?

Die objektive Wahrheit, in dieser oder in anderen Fragen der Geschichte der beiden Völker, kann nur und ausschließlich diese beiden Generationen verbinden und ein wichtiger Schritt sein, der das tragische Kapitel des II. Weltkrieges abschließt, sie kann ein Symbol für eine neue Ordnung in einem Europa sein, das sich nicht mehr auf Fanatismus und Nationalismus stützt, sondern auf die objektive Beurteilung der Geschichte, auf wechselseitige Hochachtung für die Gefühle und Überzeugungen beider Seiten und auf einen christlichen Universalismus.

3. Wenn vor dem Sonderstrafgerichtshof in Danzig der Prozeß um die Herausgabe antipolnischer Verfügungen geführt wurde, so stand der falsche Angeklagte vor dem Tribu-



**Bischof Splett (vordere Reihe, Mitte) während der Internierung im Kloster der Bernhardinermönche in Dukla, 1956.**

nal. Man muß deutlich sagen, daß Bischof Carl Maria Splett keine antipolnischen Verfügungen herausgegeben hat, sondern sie mit großen inneren Widerständen veröffentlichte, um – nach seiner Überzeugung – die Geistlichkeit und die polnische Bevölkerung vor weiterer Vernichtung zu schützen, wie sie ausdrücklich und mehrfach von den zivilen und polizeilichen Staatsbehörden, von den zentralen sowie jenen des Reichsgaus Danzig-Westpreußen, angesagt worden war. Alle antipolnischen Verfügungen waren von weltlichen staatlichen Behörden erlassen worden. Sie kamen aus dem Reichssicherheitshauptamt oder von den höchsten zentralen Staatsbehörden oder von den Behörden des Reichsgaus.

Der Bischof von Danzig hatte allen Grund, der Meinung zu sein, daß diese Erpressung nicht nur eine leere Drohung sei, sondern daß die höchsten Staatsbehörden in konsequenter Weise das Angekündigte unter Zuhilfenahme aller ihnen möglichen polizeilichen, militärischen Mittel und ihrer Repressionsinstrumente in die Tat umsetzen werden.

Schon die erste Verfügung vom September 1939, die nach dem intervenierenden Besuch bei Gauleiter Forster in der Frage der polnischen Priester verkündet worden war und die ‚bis auf Widerruf‘ die Feier von Gottesdiensten in polnischer Sprache verbot, war von keinerlei Wunsch nach Germanisierung diktiert, sondern ergab sich aus schlichter Besonnenheit. Heute, nach so vielen Jahren, weist das auf gesunden Menschenverstand hin. Alle polnischen Priester waren bereits verhaftet, die Kirchen waren geschlossen, die polnische Bevölkerung dem Terror ausgeliefert; wenn einer der mutigen deutschen Priester . . . sich erkühnte, auf polnisch einen Gottesdienst zu feiern oder eine Predigt zu halten, dann hätte die fanatisierte deutsche Bevölkerung der Freien Stadt ihn in Stücke gerissen, oder im besten Fall wären er und die Teilnehmer des Gottesdienstes zu Opfern der Gestapo oder irgendeiner der mörderischen Spezialgruppen geworden.

Man muß also deutlich feststellen, daß man noch heute, nach fünfzig Jahren, keine eindeutige Antwort auf die Frage geben kann: was hätte der Danziger Bischof Carl Maria Splett tun können oder müssen? Er war ein kleines Kettenglied der Weltkirche, das sich unmittelbar im Zentrum des braunen, verbrecherischen Wirbelsturms befand. Gegen die höchsten Staatsbehörden, gegen das staatliche Recht, gegen die Armee, gegen die Einsatzkommandos, gegen die Arbeitsstellen der Gestapo und gegen die unterschiedlichen Organe des Terrors hatte er nur die von offizieller Seite bespöttelte moralische Autorität und die von vielen mißachteten göttlichen Gebote auf seiner Seite. Er war faktisch ohne Unterstützung, einsam auf seinem überaus schwierigen Posten.

Man muß den Formulierungen des Redakteurs Tadeusz Bolduan recht geben, der schreibt: *„Nicht Splett hat vor den Polen die Tore der Kirchen verschlossen; er hat sie vor ihnen geöffnet . . . Der von ihm gewählte Weg war umsichtig. Er saß nicht auf dem*

# Die Lage der katholischen Kirche in Polen und die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen

Frühjahrstagung des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend im Kardinal-Hengsbach-Haus in Essen-Werden am 2. und 3. März 1996

**A**m 13./14. Dezember 1995 fand in Warschau eine Begegnung deutscher und polnischer Bischöfe aus Anlaß des 30. Jahrestages jenes historischen Briefwechsels am Ende des Konzils statt, der das deutsch-polnische kirchliche Verhältnis vor einer Generation entscheidend verändert hat. Diesmal wurde ein „Gemeinsames Wort der polnischen und deutschen Bischöfe“ veröffentlicht. Dieses Ereignis gab den äußeren Anlaß zur Wahl der diesjährigen Thematik der traditionellen gemeinsamen religiösen Frühjahrstagung von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend in Essen-Werden. Aufgabe der Tagung sollte es jedoch sein, auf dem Hintergrund der aktuellen kirchlichen Situation in Polen und der Gesamtentwicklung deutsch-polnischer kirchlichen Beziehungen nach dem Krieg sich sowohl speziell mit diesem neuen als auch mit dem historischen Dokument und der daraus resultierenden Entwicklung zu befassen.

In Jörg Lürer, einem jungen aus Bremen stammenden Historiker – der z. Zt. an der Freien Universität in Berlin an seiner Dissertation über ein deutsch-polnisches Thema arbeitet und bis vor kurzem Vorsitzender der

„Kommission für internationale Fragen“ des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) war – konnte ein Referent gewonnen werden, der sich im Verlauf der Tagung als „Glücksfall“ erwies. Einerseits waren seine Ausführungen exzellent fundiert, andererseits zeugte seine Vortragsart von großer Einfühlungsgabe in einen Hörerkreis, der altersmäßig sehr unterschiedlich und teilweise doppelt so alt war wie er selbst. Doch vielleicht war es gerade deshalb für die Zuhörer so eindrucksvoll, daß hier ein junger Fachmann, ganz ohne emotionale Beziehungen auf Grund von Herkunft bzw. Elternbindung an den Osten, die Thematik aus seiner wissenschaftlichen Erarbeitung heraus beherrschte und vortrug.

In drei Arbeitseinheiten wurde vorgegangen. Am Anfang stand zunächst eine grundlegende Einführung in *„Die Lage der katholischen Kirche in Polen“*, ehe in einem zweiten und dritten Schritt *„Die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen und der Briefwechsel der Bischöfe von 1965“* sowie *„Das Gemeinsame Wort der polnischen und deutschen Bischöfe“* vom Dezember 1995 behandelt und diskutiert wurden. Dazwi-

*Krakauer Thron, sondern in Danzig, einer Stadt, die die Hölle war. Sich aus ihr herauszulehnen, war sehr schwierig.*

Ich bin überzeugt, der vom zweiten Danziger Bischof (= Splett) gewählte Weg, der darin bestand, den Wahnsinn des von einem verbrecherischen Staates gesetzten Rechtes hinauszuzögern, auszulaugen, zu boykottieren und zu umgeben, war erfolgreich wie der sprichwörtliche Stock, den man in die Speichen der Terrormaschine steckt, und er gestattete es, manches Opfer vor der Walze des Verbrechens zu bewahren.

Ausdruck für das Verständnis dieser Haltung war die entschiedene, solidarische und mutige Verteidigung, die polnische Priester und andere polnische Zeugen während des Schauprozesses vor dem Sonderstrafgerichtshof in Danzig – entgegen der mächtigen Gewaltmaschine des kommunistischen Totalitarismus – leisteten. Dieses mutige Zeugnis, das sie gleich nach dem schrecklichen Krieg von der Wahrheit gaben, war mit Sicherheit ein erster wichtiger Schritt auf dem Gebiete der Versöhnung beider Nationen.

4. Da man in den Handlungsmotiven des

Danziger Bischofs C. M. Splett keinerlei niedrige Beweggründe, keinen Antipolonismus, keinen Wunsch nach Germanisierung erblicken kann; im Gegenteil, da eine Absicht des Bischofs das Ziel war, im polnischen Milieu *„das zu retten, was sich noch retten ließ“*, und gewisse Formen seelsorgerischen Dienstes für die Polen zu gewährleisten; da man bisher kein einziges böses Wort gefunden hat, das er irgendwann einmal an die Adresse Polens oder der Polen gesagt hätte; da der Prozeß ein typisch stalinistischer ‚Schauprozeß‘ war; da das Urteil nach keinerlei Maß ein Ergebnis dessen war, was das Prozeßverfahren gezeigt hatte – bin ich der Meinung, daß aus dem Gefühl für Gerechtigkeit und Recht Bischof C. M. Splett eine rücksichtslos objektive und ehrliche außergewöhnliche Revision gebührt.

5. Ich bin überzeugt, dem zweiten Danziger Bischof gebühren Worte des Bedauerns wegen der Verbrechen des entarteten kommunistischen, weil ja schließlich nicht polnischen Strafvollzugsystems, dessen Opfer er wurde, insbesondere im Zentralgefängnis in Wronki . . .

. . . Irre ich mich, oder habe ich recht?“

schen stand am Abend ein religiös-musisches Erlebnis besonderer Art: Viola und Gerhard Nitschke hatten in chronologischer Folge „*Sakrale Musik und bildende Kunst in Polen vom Mittelalter bis zum Barock*“ in Tonbeispielen und Dias zueinander geordnet. Beginnend mit dem ältesten überlieferten polnischen Musikstück aus dem Jahre 1001 – einer Adalbert-Sequenz, bei deren Erklingen das berühmte Adalbert-Portal vom Dom zu Gnesen zu sehen war – bis zu einem prachtvollen barocken Konzert des 18. Jahrhunderts – das vor dem Bildhintergrund der Wallfahrtskirche in Heiligelinde erklang – gewannen die Teilnehmer durch meditatives Hören und Schauen einen Eindruck von der Bedeutung des uns weitgehend unbekanntem Anteils musikalischer und bildnerischer religiöser Kunst im Weichselraum an der abendländischen Kul-

tureleistung. Es liegt in der Natur dieses Abends, daß sich das Erlebnis einer nachträglichen verbalen Vermittlung weitgehend entzieht.

Die Inhalte der Vorträge und Diskussionen der Tagung jedoch werden im Folgenden in Zusammenfassungen wiedergegeben, zumal sie wichtige Erkenntnisse und Überlegungen für das weitere Bemühen um Verständigung zwischen Deutschen und Polen enthalten. Bei der Lektüre möge man aber berücksichtigen, daß in der verkürzten Darstellung manche Einzelheiten entfallen mußten, so daß Schlußfolgerungen oder Beurteilungen sowohl des Referenten als auch der Berichterstatter dadurch vielleicht an einigen Stellen etwas verschärft erscheinen, die in den Vorträgen selbst ausführlicher und daher differenzierter dargestellt und in den Diskussionen vertieft werden konnten. G. N.

**U**nter diesem Titel stand das einführende Referat: ein Thema, das – wie sich erwie – eine Fülle von grundlegenden Kenntnissen der polnischen Geschichte, sowie der Rolle der Kirche in ihrem wechselvollen Verlauf, notwendig machte und erst auf dieser Basis eine Beurteilung der heutigen Situation ermöglichte.

Polen, das ist ein „katholisches Land“, diese These scheint selbst heute nach den massiven politischen Veränderungen noch zu gelten. Woher nährt sich diese öffentliche Meinung? Bei der Berichterstattung über die Streiks der Solidarnosc-Bewegung sah man weltweit mit Erstaunen, daß bei den Gewerkschaftsversammlungen das „Te deum“ angestimmt wurde. Marienverehrung und der Anruf um Fürbitte der hl. Maria ist als charakteristisches Element des Glaubenslebens in Polen immer wieder zu beobachten. Und so ist die Geschichte Polens insbesondere in den letzten 200 Jahren ohne den Katholizismus nicht zu denken.

Seine Wurzel hat diese enge Verknüpfung von Katholizismus und Staat bereits im Jahre 1573, als der Sejm den Beschluß faßte, das nur ein Katholik polnischer König werden könne. So war es nur eine logische Konsequenz, daß in der ersten polnischen Verfassung – der sogenannten „Maiverfassung“ von 1791 – der katholische Glaube als Staatsglaube verankert wurde; auch wenn nominell in ihr Toleranz und Akzeptanz für Andersglaubende festgeschrieben wurde, erhielt die katholische Kirche hier ihren absoluten Primat.

Diese Stärke der katholischen Kirche, in der Geschichte bedingt – so die These von Jörg Lürer – ist zugleich ihre Schwäche von heute. Der polnische Katholizismus hat – im Gegensatz zum deutschen – nie eine starke Theologie ausbilden müssen, da innerkirchlich keine großen theologischen Debatten geführt wurden. Auch dieses steht in historischer Tradition, denn zur Zeit der Teilungen galt die Kirche seit Ende des 18. Jahrhunderts als Bewahrerin der Nation, der Katholizismus in Polen als „Bollwerk des Abendlandes“ gegen die Germanisierung und die Russifizierung und damit auch gegen den

Protestantismus und die Orthodoxie. Diese abwehrende Haltung wurde in der Geschichte höchsten von den intellektuellen nicht geteilt, doch im einfachen, meist analphabetischen Volk des 19. Jahrhunderts konnte sich diese Abwehrhaltung entfalten, gespeist insbesondere aus den großen Massenerlebnissen der Wallfahrten.

Ein erstes auch für die Kirche mitunter schmerzhaftes Aufbrechen – aber mit vielen neuen Impulsen verbunden – brachte, die Staatsgründung der II. Republik unter Pilsudski 1919, der mit seinem Antiklerikalismus die uneingeschränkte Vormachtstel-

## Die Lage der katholischen Kirche in Polen

lung der Kirche im Staat in Frage stellte. Im Ringen um die Dominanz gab es bis zum Ausbruch des II. Weltkrieges 1939 die ersten Gründungen von polnischen katholischen Laienverbänden, analog zu solchen Bewegungen in Deutschland in dieser Zeit, in Polen aber in starker nationaler Tradition verwurzelt. So entstand damals beispielsweise der katholische Jugendverband „Katolichie Stowarzyszenie Młodzieży“ (KSM), der nach der „Wende“ wiederbegründet wurde, der damals besonders auch gegen die Germanisierung im Posener Gebiet wirken sollte.

Die aufbrechenden Veränderungen dieser Zeit erfuhren durch den Krieg eine jähe Unterbrechung, für die Kirche wurden andere Symbole und politische Zwänge in Folge des Krieges und der politischen Entwicklung prägend und bestimmend. „Symbolfigur“ für die Leidenszeit des Volkes und der Kirche – insbesondere für das ungeheure Blutopfer des Klerus – im II. Weltkrieg ist Maximilian Kolbe. Nach 1945 gab es nur eine ganz kurze Zeit des Aufatmens und Anknüpfens an das vor dem Krieg bestehende kirchliche Leben, der einsetzende Stali-

nismus setzte wiederum einschneidende Grenzen.

In der Folge wurde es dann ein Kirchenkampf von bisher unbekanntem Ausmaß, in dem jedwede Souveränität und Autonomie der Kirche zerstört wurde. Die Konsequenzen daraus blieben bestimmend für das kirchliche Leben in Polen bis zur „Wende“: exponierte Laien waren kaum zu schützen, also waren auch keine kirchlichen Verbände möglich. Die Laien übernahmen und erhielten immer weniger Verantwortung, praktisch wurde der polnische Laienkatholizismus total zerschlagen. Parallel dazu entwickelte jedoch sich auch ein tiefes Mißtrauen gegenüber allen kritischen Laien, das bis heute weiterwirkt. Die Kirche wurde eine durch den Klerus getragene und bestimmte. Es gab eine Konzentration auf die „innere Burg“, in der letztlich die Kirche mit dem Klerus identifiziert wurde, deren verfolgte Priester und Bischöfe für sie stellvertretend litten. Symbolfigur dieses Leidens der Kirche unter dem Stalinismus ist bis heute der polnische Primas Kardinal Wyszyński, der lange inhaftiert war.

Als 1956 politisches „Taufwetter“ in Polen einsetzte, ergaben sich einige Aufbrüche, die aber innerhalb Polens eine Ausnahmestellung behielten. Der „Tygodnik Powszechny“, die einzige und auch stets durch die Zensur immer wieder gegängelte katholische polnische Wochenzeitung, wurde in Krakau gegründet. Ebenso konstituierten sich die vier „Klubs der katholischen Intelligenz“, die sogenannten KIKs (in Krakau, Breslau, Warschau, Danzig) in denen engagierte katholische Akademiker tätig wurden. Sie wurden später Keimzellen sowohl für die „Solidarnosc“ als auch die demokratischen Bewegungen in der Wende und nach der Wendezeit; beispielsweise gehörte Tadeusz Masowiecki zum Warschauer KIK. Außer diesen vier Klubs wurden aber in dem flächenmäßig großen Land keine weiteren Gründungen von staatlicher Seite zugelassen.

In Folge der staatlichen Pression auch bis in die 80er Jahre hinein wurden in Polen die Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils in höchst unzureichendem Maße umgesetzt. Die Auffassung Kardinal Wyszyńskis war es, erst den Kirchenkampf zu klären und dann die Beschlüsse in vollem Umfang umzusetzen. Aus der heutigen Sicht ist es sicherlich bemerkenswert, daß einzig der damalige Krakauer Bischof Karol Wojtyła eine Diözesansynode einberief und dennoch die Laien aktiv integrieren wollte, wie er sich auch stets als Fürsprecher der katholischen Wochenzeitung zeigte.

In dieser Atmosphäre konnte sich ein ausgeprägter nationalistischer Zug in der Haltung der katholischen Kirche Polens weiterhin ausbilden. Kardinal Wyszyński äußerte 1968 beispielsweise, daß die Gleichung *Pole gleich Katholik* eine lebendige Realität darstelle, an der niemand Anstoß nehmen dürfe. (Religiöse Minderheiten waren zwar in Polen vorhanden, wurden aber als Gesprächspartner der Kirche nie gesehen oder beachtet). Ähnliche Haltungen offenbarten sich im Hirtenwort Wyszyńskis zur Papstwahl von 1978, in dem er den polnisch-mariani-

schen Weg als durch diese Wahl bestätigt beschrieb und die Wahl des polnischen Papstes als Werk der Muttergottes von Tschenschostochau würdigte. Einen Höhepunkt dieser nationalen Identifikation brachte das Massenerlebnis der Katholiken in einem kommunistischen Staat beim ersten Papstbesuch 1979. Hier entstand eine Aufbruchstimmung, die genährt war aus einer Verquickung von Religion und Nationalismus. Aus dieser Aufbruchstimmung entwickelte sich dann auch Protest, „Solidarnosc“ und Widerstand, teilweise sogar in Verbindung mit nicht kirchlich gebundenen Kreisen der Bevölkerung.

Als ein besonderes Beispiel für diese Verquickung von Religion und Nationalismus ist bis heute die Gestaltung mancher Ausrüstungsstücke in der Danziger Brigittenkirche anzusehen: das Martyrium des Priester Popieluszko wird dort auch als ein „nationaler Heldentod“ dargestellt.

In den 80er Jahren, besonders z. Zt. des Kriegsrechts, bildeten sich neue Gruppen für die Jugendarbeit im charismatischen Bereich, die sogenannten „Oasen“. In der Zeit des Kriegsrechts hatte die Kirche den Charakter eines Ortes, in dem ein offenes Wort möglich war und es bleibt ein besonderes Verdienst der Kirche, daß in dieser Zeit hier für Menschen verschiedenster Art Kirche zum Ort der Selbstvergewisserung werden konnte.

Seit 1988/89 ist dann eine völlig andere Situation zu beschreiben. Die polnische Kirche war auf die neue Situation – auf einen sich demokratisch wandelnden Staat – nicht vorbereitet und nur schwerlich, wenn überhaupt in der Lage, sich mit dieser Situation auseinanderzusetzen. Im Episkopat empfand man zunächst Triumph darüber, daß der Kommunismus besiegt war, doch dieser Triumph wandelte sich bald in eine Verwunderung über die nun abnehmende Praxis der Beteiligung am kirchlichen Leben. Freiheit war nun auch außerhalb der Kirche möglich. Der Kirche schlug teilweise Ablehnung und offene Kritik entgegen, ihr Verhalten wurde in manchen Kreisen als repressiv empfunden. Diese Entwicklung hätte man schon früher wahrnehmen können, denn bereits seit den 80er Jahren waren Künstler und Intellektuelle durchaus kritisch in ihrer Haltung zur katholischen Kirche.

Große Teile des Episkopates reagierten zunächst paternalistisch und mit normierenden und restriktiven Forderungen, genährt aus dem Empfinden, daß mit dieser Entwicklung die christlichen Grundwerte in hoher Gefahr seien. Mit Hilfe der katholischen Abgeordneten der „Solidarnosc“ gelang es, sehr strikte Gesetze durchzubringen, so das Gesetz über den verpflichtenden Religionsunterricht an den Schulen, das strenge Abtreibungsgesetz und ein Rundfunkgesetz, das die strikte Einhaltung christlicher Grundwerte verlangt.

Viele Gläubige, die keine Diskussionsmöglichkeit sahen, vollzogen bzw. vollziehen bis heute eine Abstimmung mit den Füßen, sie gehen nicht oder sehr viel weniger hin. Man spricht offen über eine „schwarze Diktatur“, die man für die „rote“ erhalten habe.

Und als Reaktion darauf zeichnen Kirchenkreise weiterhin das Schreckgespenst der Verwestlichung, nähren antisemitische und minderheitenfeindliche Haltungen und Verschwörungstheorien. Als „Hüterin der Nation“ sieht sich die Kirche vielfach heute noch, auch wenn die Nation das vielfach gar nicht mehr möchte. Auf Zukunft ist jedoch diese Verknüpfung kein Weg, das Ansehen der Kirche zu fördern.

Die dargestellte Situation ist für den deutschen Betrachter schwer zu verstehen, man täte aber der polnischen Kirche Unrecht, würde man alle Entwicklungen seit 1989 nur aus einem negativen Blickwinkel betrachten. Es gibt eine Reihe von Transformationsprozessen im kirchlichen Leben, die aber in der polnischen Öffentlichkeit nicht die Würdigung erhalten, die sie verdienten. Erschwerend kommt dazu, daß die liberale Öffentlichkeit sich provozierend von der Kirche absetzen will und damit besonders akzentuiert negative Dinge aufgegriffen werden,



*Prozession in Tschenschostochau bei den Millenniumsfeiern 1966.*

z. B. in der Zeitschrift „NIEN“ = Nein des ehemaligen kommunistischen Ministers Urban, die offene Kirchenhetze betreibt. Aber auch in der anderen Presse werden z. B. große Rockfestivals besonders ausführlich gewürdigt, daß aber 300.000 polnische Jugendliche nach Tschenschostochau gepilgert sind, wird einmal erwähnt. Doch umgekehrt tut die offizielle Kirche – Primas Glemb – eben auch ihren Anteil zu einem ruppigen Umgang miteinander dazu, wenn beispielsweise Adam Michnik, der Chefredakteur der „Gazeta Wybosza“, einer der führenden polnischen Tageszeitungen, von ihm als „klaffen Köter“ bezeichnet wird.

Die wechselseitig raue Umgangsweise kann die Probleme nicht lösen. Besonders im jüngeren Teil des Klerus macht sich mittlerweile eine starke Verunsicherung breit, da alle tradierten und ihnen aus ihrer Jugend wohlbekannten Haltungen gegenüber der Kirche und ihren Vertretern aus gesellschaftlichen Kreisen in Frage gestellt werden. Der Referent skizzierte hier Beobachtungen aus einem Gespräch der Jugend- und Studentenseelsorger nach dem Eröff-

nungsgottesdienst für das neue Universitätsjahr in Danzig.

Dennoch ist in Polen mittlerweile ein neues Aufblühen der Organisierung von katholischen Laien zu verzeichnen. Besonders charismatische Bewegungen erstarben. Inzwischen ist eine neue katholische Laienorganisation gegründet worden, deren Vorsitzender, Professor Czaplinski, dem Breslauer KIK entstammt.

Im Episkopat werden diese Entwicklungen nicht ungeteilt positiv gesehen, doch andererseits ist inzwischen auch offenkundig, daß ein Teil der Bischöfe sehr klar die Diskussion über die Haltung der Kirche in wichtigen Fragen fordert, z. B. gegenüber den ethnischen und religiösen Minderheiten (den Juden, den Ukrainern und den Deutschen). Hier nannte der Referent besonders Erzbischof Muszynski von Gnesen, sowie die Bischöfe Nossol von Opoln und Pieronek, Sekretär der Bischofskonferenz. Aber auch von anderen Bischöfen, wie den Erzbischöfen von Danzig und Ermland, Goclofski und Piszcz, ist ihre besonders aufgeschlossene und fördernde Haltung gegenüber der deutschen Minderheit bekannt.

Das Ziel der aufgeklärten und nach vorn schauenden Kirchenvertreter und der engagierten Laien sei es, den nationalen Katholizismus zu überwinden und eine neue Rolle in der Kirche zu verankern, indem Abschied genommen wird von der alten überholten Haltung und sich ein Wandel vollzieht vom „Bollwerk“ zur „Brücke“ zwischen Ost und West.

Beitragen soll dazu auch der seit 1987 durch den Papst angeregte und seit 1990/91 begonnene „Synodale Prozeß“, der als großes Thema die Rolle der Laien in der Kirche landesweit behandeln und debattieren, sowie die Umsetzung des II. Vaticanums auf die polnischen Gegebenheiten fördern soll. Eine „Katholische Aktion“ ist auf Betreiben der Bischöfe ins Leben gerufen worden, allerdings sind hier die inhaltlichen Ziele noch nicht sehr deutlich auszumachen. Die Wahl eines Exkommunisten zum Präsidenten war in Polen auch für die Kirche ein Schock, sie hat gezeigt, daß es gelingen muß, Diskussionen zu führen und die Menschen an sich zu binden und diese auch in schweren Zeiten als Gläubige zu halten.

Die Frage bleibt, ob es gelingen wird, diesen schwierigen Prozeß der Ablösung von alten Denkmodellen und Strukturen zu fördern und auszuhalten. Schwierig ist es sicher auch für Teile des Episkopats, nach 40 Jahren Kommunismus das eigene Handeln und Urteilen auf die neuen Entwicklungen umzustellen. Der Referent wußte aber von einigen Beispielen besonders in dem Jugendverband KSM zu berichten, wo diese neuen Ansätze – manchmal auch ohne große Absegnung „von oben“ – gelingen.

Für die deutsche und westliche Kirche ist hier ein Feld der Begleitung und – wo erwünscht – behutsamen Hilfestellung gegeben, mehr jedoch sicher der Beobachtung und des Austausches, könnten sich doch dort spannende Ansätze für zukünftig notwendige Entwicklungen auch im Westen ergeben.

**Viola Nitschke**

# Die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen nach 1945 und die Bischofsbriefe von 1965 und 1995

## Ausgangslage

Vor einer detaillierten Behandlung der Bischofsbriefe bot der Referent Jörg Lürer zunächst eine Analyse der Ausgangslage. Der Aufbau neuer gegenseitiger Beziehungen zwischen der deutschen und polnischen Kirche nach 1945 war außerordentlich schwierig. Zunächst gab es zwei völlig unterschiedliche historische Ausgangslagen beider Katholizismen.

In Polen bestand – wie im ersten Referat ausführlich behandelt – eine weite Übereinstimmung zwischen Volk und Kirche, ein starkes kirchliches Selbstbewußtsein, der Mythos vom „Bollwerk des Abendlandes“.

Die Situation in Deutschland war denkbar verschieden: der Katholizismus war seit der Reformation weitgehend in der Minderheit, er entsprach nicht dem Idealbild der Nation; in führenden Positionen waren Katholiken entschieden unterbesetzt, z. B. gehörten in Berlin laut Volksmund Katholiken in den „4. Hinterhof“. Bismarck bezeichnete im Kulturkampf Katholiken und Polen als „Reichsfeinde“, was auch zu einem Einsatz der deutschen Katholiken für die Rechte der Polen im Kulturkampf führte.

Unterschiedlich war in den beiden Ländern auch die NS-Erfahrung: Der polnische Katholizismus befand sich zu Kriegsende in der Märtyrerrolle, er war mit aller Konsequenz als Bewahrer der nationalen Tradition verfolgt worden. In Deutschland war es viel komplizierter. Nach anfänglichem Widerstand gab es nach der Machtübernahme Hitlers durch das abgeschlossene Konkordat ein Agreement, und die ursprüngliche Exkommunikation bei Parteimitgliedschaft wurde aufgegeben. Das Konkordat sollte von der einen Seite den Verzicht auf politische Einflußnahme, von der anderen den Schutz der bestehenden Einrichtungen garantieren, bewahrte aber doch nicht vor der Zerschlagung aller nicht kirchlichen Institutionen durch das NS-Regime. Dennoch gab es einen gewissen Konsens: den Kampf gegen den Kommunismus und auch die Aversion gegen die Sozialdemokratie. Am Ende igelte sich die Kirche immer mehr ein und kümmerte sich im wesentlichen um sich selbst. Zwar war die katholische Kirche – im Gegensatz zur evangelischen, in der es einen „Reichsbischof“ gab – weitgehend resistent gegen NS-Unterwanderung, dennoch blieb sie bis zum Ende loyal zum Staat, bis auf Einzelpersönlichkeiten, die meist zu Märtyrern wurden (z. B. Bernhard Lichtenberg, Alfred Delp). Die Aufarbeitung dieses Kapitels setzte nach dem Krieg erst sehr langsam ein, Selbstkritik gab es wenig.

Unabhängig von dieser unterschiedlichen

innerkirchlichen Ausgangslage war jedoch das deutsch-polnische Verhältnis nach 1945 – und damit auch das der Kirchen zueinander – recht bald von der politischen Situation des „Kalten Krieges“ bestimmt. Auch die deutsche Kirche traf polnischerseits der Vorwurf des Revanchismus, sobald sie sich für die Vertriebenen einsetzte und die Theorie von den „wiedergewonnen polnischen Westgebieten“ nicht anerkennen wollte, die die polnische Kirche vorbehaltlos unterstützte, so der Primas Wyszyński durch sein Wort von den in Breslau nur polnisch sprechenden Steinen.

Bis zu einer ersten Begegnung zwischen den Kardinälen Döpfner und Wyszyński dauerte es so auch 12 Jahre – bis 1957. 1960 hielt dann Döpfner in Berlin jene berühmte Predigt, in der er deutlich das geschehene Unrecht gegenüber den Polen ansprach, jedoch auch das der Vertreibung, zugleich aber darauf verwies, daß die Zukunft wichtiger sei als die Grenzfrage. In polnischen

Kommentaren wurde anschließend jedoch die „Gleichsetzung polnischen und deutschen Leidens“ bedauert. Und wenn auch der Ausgangspunkt der Initiative zum Briefwechsel von 1965 der Geist des Konzils und das Herannahen des „Polnischen Millenniums“ war, so wichen die Bischöfe im Vorfeld zunächst doch nicht von der bisherigen Linie ab, in ihrem Hirtenwort zum Millennium hieß es noch: „Wir waren einst hier und wir sind wieder hier“. Diese harte Position Kardinal Wyszyńskis wurde jedoch schließlich von Erzbischof Kominek (Breslau) relativiert, er gab letztlich am Ende des Konzils auch den Impuls für den polnischen Bischofsbrief, den er auch entwarf. G. N.

## Bischöfe als Brückenbauer – Der Briefwechsel von 1965

Das Schreiben des polnischen Episkopats vom 18. November 1965 an die deutsche Bischofskonferenz gab dann die Initialzündung für einen neu beginnenden Dialog zwischen Deutschen und Polen nach dem II. Weltkrieg. „Dies war ein enormer Impuls, der schließlich die Klimaveränderung bewirkte, wenn auch in anderer Weise, als die Autoren es sich gedacht hatten“, zog Referent Jörg Lürer sein Fazit.

Die polnischen Bischöfe hatten das 1966 bevorstehende Millennium zum Anlaß genommen, das unmittelbare Gespräch mit



*Kardinal Glemp (rechts) und Bischof Lehmann am 13. Dezember 1995 in Warschau nach der Unterzeichnung des Gemeinsamen Wortes der polnischen und deutschen Bischöfe. Im Hintergrund ein Bild einer Begegnung zwischen Kardinal Wyszyński und Kardinal Döpfner beim Konzil in Rom.*

ihren deutschen Amtsbrüdern zu suchen. Diese Tausendjahrfeier erinnerte an die Christianisierung des Volkes unter Mieszko II. Sie gilt zugleich als Geburtsstunde der polnischen Nation überhaupt. „Die Symbiose Christentum, Kirche, Staat bestand in Polen seit Anfang und wurde eigentlich nie gesprengt“, schreiben die Bischöfe in ihrem Brief. In bezug auf das Verhältnis zu Deutschland hoben sie vor allem die fruchtbaren Gemeinsamkeiten beider Nationen aus der jahrhundertelangen Nachbarschaft hervor. Doch die tiefen Verletzungen aus der jüngsten Geschichte wurden nicht verschwiegen. Diese verbanden die Bischöfe mit dem Wunsch, den Teufelskreis der Gewalt zu durchbrechen und an die ursprüngliche Nachbarschaft anzuknüpfen. Sie warben um Verständnis für das Bedürfnis Polens, in sicheren Grenzen zu leben.

Die kirchliche Aufbruchstimmung der 60er Jahre und die persönlichen Begegnungen am Rande des Vatikanischen Konzils machten diesen Schritt der Versöhnung möglich. Die Federführung des Briefes hatte Boleslaw Kominek, Erzbischof in Breslau/Wroclaw. Nach Lüers Einschätzung ging seine Versöhnungsbereitschaft weit über das Maß des allgemeinen Volksempfindens hinaus. Sie gipfelte in dem berühmten Satz: „In diesem allerchristlichen und zugleich sehr menschlichen Geist strecken wir unsere Hände zu Ihnen hin . . . , gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“

Am 5. Dezember erschien bereits die Antwort des deutschen Episkopats. Sie griff den Wunsch nach Dialog und Versöhnung auf. Allerdings hatten sich die Polen mehr erhofft als die Bekundung des guten Willens. Doch zu einer konkreten Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutsche Ostgrenze wollten sich die Bischöfe nicht durchringen. In dieser Frage blieb es bei der allgemeinen Aussage: „So wird sie [die christliche Liebe] dazu beitragen, daß alle unseligen Folgen des Krieges in einer nach allen Seiten befriedigenden und gerechten Lösung überwunden werden.“ Diese enttäuschende, weil wenig konkrete Antwort warf den Prozeß gegenseitiger Versöhnung erst einmal auf die aktuellen Realitäten der beiderseitigen Beziehungen zurück.

Angeregt vom Referenten, entwickelte sich eine Diskussion, ob eine mutigere Aussage zur Grenzfrage nicht opportun gewesen wäre. Jörg Lüer vertrat die Auffassung, die Bischöfe hätten schon allein aus politischem Kalkül weiter gehen können. In Polen wäre ein Reformdruck entstanden, da das alte, revanchistische Feindbild nicht mehr hätte aufrechterhalten werden können. Außerdem habe die EKD in dieser Frage schon damals eine klarere Position vertreten. Dem Gros der Zuhörer allerdings schien 1965 die Zeit noch nicht reif für weitergehendes Entgegenkommen. Innerkirchlicher Streit und Kirchenaustritte wären die Folge gewesen. Für viele Vertriebene hatte die Kirche die Funktion neuer Beheimatung. Die Bischöfe nahmen mit der Zurückhaltung gegenüber vorschnellen Äußerungen ihre seelsorgliche Aufgabe ernst.

Mit diesem Briefwechsel von 1965 war

## Presseerklärung

**Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) erklärte durch ihren Sprecher Herbert Werner zum „Gemeinsamen Wort“:**

1. Die AKVO begrüßt die Begegnung polnischer und deutscher Bischöfe in Warschau und das Gemeinsame Wort aus Anlaß des 30. Jahrestages des Briefwechsels von 1965. Sie bekundet hohen Respekt und Dankbarkeit für den Mut, den die katholischen Bischöfe Polens in ihrer Versöhnungsbotschaft 1965 gezeigt haben.

2. Die AKVO wird an dem Versöhnungswerk zwischen Deutschen und Polen weiterarbeiten. Sie ist überzeugt, daß in Zukunft Laien und Priester in beiden Staaten noch enger zusammenarbeiten müssen, um im öffentlichen Bewußtsein die christliche Werteordnung wieder fest zu verankern und gemeinsam gegen jeden Verstoß gegen die Grundsätze der Menschenrechte und des Völkerrechts zu streiten. Die AKVO wird dazu ihren Beitrag leisten!

3. Die AKVO bedauert, daß in dem Gemeinsamen Wort die Vertreibung als solche nicht eindeutig als Unrecht und als Verstoß gegen heute anerkannte Völkerrechtsgrundsätze bezeichnet wird, da – wie Bischof Kasper freimütig anmerkte – die Sichtweisen der Bischöfe beider Staaten zu dem Komplex der Vertreibung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch zu verschieden sind. Angesichts der schrecklichen Geschehnisse in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien ist es unverständlich, daß die Bischöfe gemeinsam mit Kausalzusammenhängen und „Beschlüssen der Siegermächte“ argumentieren und nicht die Vertreibung nach Kriegsende wie jede seitdem erfolgte Vertreibung eindeutig als Unrecht verurteilen! Das Bedauern über das individuell von Deutschen erlittene Unrecht während der Vertreibung 1945/46 alleine kann nicht genügen! Es wäre besser gewesen, die Bischöfe hätten sich auch bei den Aussagen über die Vertreibung an ihre in Ziffer 9 des Gemeinsamen Wortes gemachte Feststellung, nur die volle ungeschmälerte Wahrheit, die weder verschweige noch aufrechne, mache frei, ohne Einschränkung gehalten.

jedoch eine Grundlage geschaffen für ein zukünftiges Miteinander, auch wenn es sich auf episkopaler Ebene zunächst nicht weiterentwickelte: Die deutschen Bischöfe reisten nicht zum Millennium nach Polen; eine erste Reise Kardinal Döpfners nach Polen fand erst 1973 statt.

Statt dessen entwickelte sich aber das Engagement der Laien. 1966 gründete sich der Bensberger Kreis, der 1968 sein Memorandum veröffentlichte. Kurz danach erschien eine Denkschrift der katholischen Vertriebenenverbände. Seit den 70er Jahren wurden dank der allgemeinen Entspannungspolitik zwischen Ost und West Reisen möglich. Hierdurch entstanden persönliche Beziehungen zwischen Polen und Deutschen. Quasi zu einer „Poleneuphorie“ kam es kurzzeitig 1980, als nach dem Streik in der Danziger Leninwerft das Kriegsrecht verhängt wurde. Mit Paketsendungen und -transporten wurde „Solidarität mit der Solidarität“ geübt. Eine Schlüsselrolle spielte Polen schließlich bei der politischen Wende 1989 in Osteuropa. Dies führte zu weiterer Entspannung durch die Aufhebung der Visapflicht und die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze.

### Das Gemeinsame Wort vom Dezember 1995

Um dem entspannten Verhältnis Ausdruck zu verleihen, verfaßten die Bischöfe beider Nationen eine gemeinsame Erklärung anläßlich des 30. Jahrestages ihres ersten Briefwechsels. In diesem Schreiben wird zunächst die Zeit der Annäherung rekapituliert, um im zweiten Abschnitt dem Dank über die wiedergewonnene Freiheit Ausdruck zu verleihen. Der dritte und umfangreichste Teil des Hirtenwortes steht unter dem Titel: „Christliches Zeugnis für Euro-

pa“. Die Versöhnung zwischen deutschen und Polen muß über die beiden Nationen hinauswirken und zu einem gemeinsamen Zeugnis des Christseins für den Kontinent werden. Das ist die Überzeugung, die hier zum Ausdruck kommt.

Jörg Lüer begrüßte diese Gewichtung des Schreibens. Inhaltlich sieht er jedoch deutliche Grenzen. So ist die Vertreibung – insbesondere als Unrecht, an dem auch Polen beteiligt war – im historischen Rückblick ausgespart worden: „Dies ist gerade auf dem Hintergrund dessen, was sich heute im ehemaligen Jugoslawien abspielt, kaum zu verzeihen.“ Auch die Beziehung zur jüdischen Bevölkerung bleibt in der Erklärung außen vor.

Die Teilnehmer teilten im Wesentlichen die kritische Einschätzung des Dokuments, das zwar eine weitreichende Programmatik entwirft, doch darin sehr unkonkret bleibt. Punkt 27 ist zum Beispiel der einzige, der Vorschläge dafür nennt, wie „Dialog, Brüderlichkeit und Versöhnung“ umgesetzt werden können. Der Krieg auf dem Balkan wird lediglich in Punkt 31 erwähnt, und dies in ausgesprochen allgemeiner Form: „Um uns die tragischen Ereignisse des schrecklichen Krieges im ehemaligen Jugoslawien zu ersparen, müssen wir uns auf unsere christlichen Wurzeln besinnen und uns aus ihnen erneuern.“

Auch in Zukunft wird man deshalb nicht ausschließlich auf die Diplomatie der Bischöfe setzen dürfen. Wie vor 30 Jahren sind engagierte Christinnen und Christen, ja alle Menschen guten Willens gefragt, Vorbehalte abzubauen und neue, gemeinsame Wege zu gehen.

**Adalbert Ordowski**

Hinweis: Die vollständigen Texte des Briefwechsels von 1995 und des Gemeinsamen Wortes vom Dezember 1995 können beim Adalbertus-Werk gegen Voreinsendung von 1,50 DM in Briefmarken bezogen werden.

# Personen

## Neuer polnischer Botschafter

Nachfolger von Janusz Reiter als Botschafter der Republik Polen in Bonn ist seit einigen Monaten **Andrzej Byrt**. 1949 in Posen geboren, war er von 1990 bis 1992 Leiter der Handelsförderungsstelle der polnischen Botschaft in Brüssel und seit 1993 in Warschau stellv. Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Ausland.

## Neuer Institutsleiter

Seit Anfang 1996 leitet **Kazimierz Wóycicki** das Polnische Institut in Düsseldorf. Der heute 47jährige ehemalige Absolvent der Kath. Universität Lublin engagierte sich in der Solidarnosc-Bewegung, war Redakteur der progressiven kath. Zeitschrift „Wież“, saß 1982 als politischer Häftling ein Jahr im Gefängnis. Nach der Wende war er Chefredakteur der „Zycie Warszawy“ und anschließend Abteilungsleiter beim Fernsehen. Den Gemen-Teilnehmern ist er bekannt als Referent beim Treffen von 1992.

# Bücher

## Schopenhauer-Buch

Hans Georg Siegler: *Der heimatlose Arthur Schopenhauer – Jugendjahre zwischen Danzig, Hamburg, Weimar*; Droste-Verlag Düsseldorf 1994; 297 S.; 38 Abb.; 42,00 DM.

Hans Georg Siegler, der schon etliche Bücher zur Danziger Kultur- und Geistesgeschichte vorgelegt hat, hat sich erneut ein Thema gewählt, das einer der bedeutendsten Geistesgrößen der alten Hansestadt Danzig gewidmet ist, dem Philosophen Arthur Schopenhauer, dies freilich nicht in einer kompletten Biographie des bekannten Denkers, sondern in einer auf seine Jugendzeit beschränkten Schilderung. Sie umfaßt die Zeit etwa bis zum Jahre 1813, als Schopenhauer – der anfänglich Medizin studierte (ab 1809), sich 1811 in Berlin jedoch dem Studium der Philosophie zugewendet hatte – in Jena mit einer Arbeit „Über die vierfache Wurzel des Satzes von zureichenden Grunde“ promovierte.

Siegler geht zunächst auf die Vorfahren des Philosophen ein, die als Bauern in Fürstenua, einem Dorf im Marienburger Werder, begannen. Von dort siedelten sie nach Petershagen über, wo der Ururgroßvater von Arthur als Dorfschulze wirkte, ehe sein Sohn, Johann II. Schopenhauer, den Sprung zu einem Großhandelskaufmann wagte und damit den Wohlstand der Familie begründete. Von diesem konnte noch der Urenkel zehren, da er allein von den Zinsen der ererbten Ländereien leben konnte, um sich ganz seinem Philosophieren zu widmen. Siegler weiß mit der Entfaltung der Familiengeschichte die Zeitverhältnisse politischer wie gesellschaftlich-kultureller Art einzufangen und dabei etliches aus der Danziger Kulturgeschichte des

18. Jahrhunderts anschaulich zu machen. Natürlich können dabei Namen und Ereignisse wie die Reisen von Bernoulli 1778 oder Daniel Chodowiecki 1773 nach Danzig ebenso wenig fehlen, wie eine eingehende Schilderung seiner ihrerseits berühmt gewordenen Mutter, Johanna Schopenhauer, die als Tochter des Danziger Ratsherren Christian Heinrich Trosiener ihren Sohn am 22. 2. 1788 im Haus Hl.-Geist-Gasse 114 zur Welt brachte. Mit ihrem Mann, dem Kaufmann Heinrich Floris Schopenhauer, verbrachte sie die ersten Ehejahre dann auf dem III. Pelonker Hof bei Oliva.

Da Arthurs Vater den Verlust der Freiheit durch die Inbesitznahme der Stadt Danzig von den Preußen 1793 nicht ertragen konnte, verließ mit der Übersiedlung der Familie nach Hamburg auch das Leben des Sohnes schon ab seinem sechsten Lebensjahr außerhalb Danzigs, wohin er nur noch einmal für kurze Zeit 1806 zurückkehrte. Siegler verfolgt das Schicksal des heranwachsenden Arthur im Detail und läßt dabei erkennen, wie sehr schon dem jungen Arthur in vielen Auslandsreisen fremde Länder und ihre Kultur nahegebracht worden sind. Nachdem er 1809 in Göttingen mit dem Medizinstudium begonnen hatte, wählte er nach zwei Jahren die Philosophie als neues Studienfach, das sein Lebensinhalt werden sollte. Siegler endet seine Darstellung mit der Schilderung der Jahre 1809–1814, in denen sich Arthur in der Nähe seiner Mutter in Gotha und Weimar aufhält und es dann, am 21. 8. 1814, wegen unüberbrückbarer Unterschiede im Denken und Wesen beider Persönlichkeiten zum Bruch zwischen der Mutter und dem Sohn kommt.

Nicht nur das umfangreiche Literaturverzeichnis am Ende des Buches, auch die davor angeführten 65 Anmerkungen zu Einzelheiten des Verfassers von dem historischen sowie kunst- und literaturwissenschaftlichen Umfeld seines Themas. Alles in allem ist es wieder ein lesenswertes und informatives Werk eines Autors, der es versteht, dem Leser die frühe Entwicklung des bedeutenden Philosophen und deren familiengeschichtlichen Rahmen ansprechend und anschaulich nahezubringen. **Dr. Heinz Lingenberg**

## Polen-Handbuch

*Handbuch Polen-Kontakte – Institutionen, Projekte, Initiativen*; hrsg. in Zusammenarbeit mit DIALOG, deutsch-polnisches Magazin und INTER FINITIMOS, wissenschaftlicher Informationsdienst deutsch-polnische Beziehungen; Fibre Verlag 1996; Martinistr. 37; 49080 Osnabrück; 28,00 DM.

Das Handbuch enthält ca. 600 Anschriften deutscher und polnischer Institutionen, Projekte und Initiativen und stellt die jeweiligen Schwerpunkte der inhaltlichen Arbeit vor. Berücksichtigt werden die Bereiche Politik, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Medien, sowie die Einrichtungen der Minderheiten und die deutschen Städtepartnerschaften. Das Handbuch wird sicher zu einem unentbehrlichen Helfer im Bemühen um deutsch-polnische Verständigung.

# Veranstaltungen

## Bildungstreffen

- |              |              |
|--------------|--------------|
| 19. August   | Elmshorn     |
| 1. September | Berlin       |
| 20. Oktober  | Braunschweig |
| Okt./Nov.    | Magdeburg    |
| 24. November | München      |
| 1. Dezember  | Düsseldorf   |

Änderungen bleiben vorbehalten.

## 3. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

Vom **28. September bis 5. Oktober 1996** findet in Danzig die **3. Deutsch-polnische Studientagung** im gleichen Rahmen wie 1994 und 1995 statt.

Das Tagungsthema wird lauten: „*Staat-Gesellschaft-Kirche in Polen und Deutschland – Geschichte und Gegenwart*“.

Interessenten bitten wir, sich den Termin jetzt schon vorzumerken und sich bald bei der Geschäftsstelle bzw. telefonisch unter (02 11) 400440, Gerhard Nitschke, zu melden.

## Adalbert-Tagung in Aachen vom 21. bis 23. Juni 1996

Zur Vorbereitung auf das Adalbert-Jubiläum 1997 veranstaltet die Bischöfliche Akademie Aachen eine interessante Tagung, deren Programm mit Anmeldekarte diesem *adalbertusforum* beigelegt ist und die wir sehr empfehlen.

## Katholischer Kongreß in Hildesheim vom 12. bis 15. Sept. 1996

Zwischen den Katholikentagen findet unter dem Thema: „*Solidarität ist unteilbar*“ in Hildesheim ein Kongreß statt, auf dem Kernprobleme unserer Zeit behandelt werden, u. a. Hunger, Krankheit, Verfolgung, Krieg, Vertreibung, Heimatverlust.

Die Aktion-West-Ost und das Adalbertus-Werk sind mitgestaltend an zwei Arbeitskreisen (Nr. 29 und 38 des Programms) beteiligt.

## Termine in Kreisau

- 17.–19. 5.
- 10. Maikonferenz der Stiftung „Kreisau“**
- 21.–26. 5.
- Deutsch-Polnische Lehrerfortbildung**
- 23. 6.–7. 7.
- Internationale Jugendbegegnung**
- 20. 7.–3. 8.
- Europäische Jugendwochen**

Interessenten wenden sich bitte direkt an:

**Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau**

z. Hd. Herrn Stephan Erb  
Krzyszowa 7, PL-58-112 Grodziszczce  
Tel./Fax (0048-74) 52-29-82